

Streifzüge

Nummer 30 / April 2004

4,- Euro

Christian Höner und Franz Schandl über Wert und Mehrwert * Franz Nahrada und Stefan Meretz über Reichtum und Copyleft * Andreas Exner aus der Uni * Lothar Galow-Bergemann aus dem Krankenhaus * Achim Bellgart aus einem Arbeitslosenbesserungskurs * Maria Wölflingseder über Positives Denken und den Weiterbildungswahn * Ernst Schriegl & Andreas Exner sowie Erhard Meueler über Nachhaltigkeit * Lorenz Glatz über Hunde * Karl-Heinz Wedel über Kannibalismus * Leipziger aus dem Kommunismus

IMPRESSUM

Medieninhaber und Herausgeber:
Kritischer Kreis – Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretens-
straße 71–73/23, 1050 Wien.
E-Mail: streifzuege@chello.at
Website: <http://www.streifzuege.org>

COPYLEFT

Alle Artikel der *Streifzüge* unterliegen, so-
fern nicht anders gekennzeichnet, dem
Copyleft-Prinzip: Sie dürfen frei verwen-
det, kopiert und weiterverbreitet werden
unter Angabe von Autor/in, Titel und
Quelle des Originals sowie Erhalt des
Copylefts.

OFFENLEGUNG

Der Medieninhaber ist zu 100 Prozent
Eigentümer der *Streifzüge* und an keinem
anderen Medienunternehmen beteiligt.
Grundlegende Richtung: Kritik.

Redaktion (zugleich Mitglieder des Lei-
tungsorgans des Medieninhabers): Chris-
toph Adam, Heinz Blaha, Andreas Exner,
Lorenz Glatz, Stephanie Grohmann,
Franz Schandl, Gerold Wallner (Koordi-
nation) und Maria Wölflingseder.

KONTEN

Konto für Österreich: PSK, BLZ 60000,
Kontonummer 93 038 948.

Konto für Deutschland: Franz Schandl,
Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85,
Kontonummer 405 952 854.

Konto für Abos in anderen EU-Staaten:
Verein Kritischer Kreis,
BIC: OPSKATWW, IBAN:
AT876000000093038948.

ABONNEMENTS und BESTELLUNGEN

Aborichtpreise Österreich: 1 Jahr 12 Euro,
2 Jahre 22 Euro, 3 Jahre 30 Euro.

Aborichtpreise Rest der Welt: 1 Jahr 13 Euro,
2 Jahre 24 Euro, 3 Jahre 33 Euro.

Erstbezieher bitten wir um schriftliche
Bestellung, da seitens des grandiosen
Bankservices den Kontoauszügen nicht
immer die vollständige Adresse zu ent-
nehmen ist.

Nachbesteller bitten wir um die Anfüh-
rung der Postleitzahl.

INHALTSVERZEICHNIS

Christian Höner:

Was ist der Wert? Über das Wesen des Kapitalismus – Eine Einführung 3

Franz Schandl:

Mehrwert und Verwertung –
Ausführungen zum Okkultismus der Ware Arbeitskraft 5

Franz Nahrada:

Welchen Reichtum? 9

Stefan Meretz:

What's Copyleft? Eine kurze politökonomische Betrachtung 11

Andreas Exner:

Der Ernst des Lebens – Arbeit im Sinkflug 12

Achim Bellgart:

Die Simulation der Simulation – Ein Augenzeugenbericht
von der Privatisierung der Arbeitslosenverwaltung 15

Lothar Galow-Bergemann:

Der Nächste bitte... Bemerkungen zur aktuellen Durchkapitalisierung des
Lebens am Beispiel der Krankenhäuser 16

Maria Wölflingseder:

„Je mehr Magenschmerzen, desto süßer lächeln sie“ –
Positives Denken – vom Esoterik-Ideologem zum klassischen Gleitmittel . . . 22

Akzeptanz und Widerstand – **Mailwechsel** zu Franz Schandl

„Sozialkritik in Zeiten der Konterreform“ (*Streifzüge* 2/2003) 25

Karl-Heinz Wedel:

Zwischen den Zähnen – Kant und der Kannibale:
„Kritik der praktischen Vernunft“ als Praxis 26

Lorenz Glatz: Das Kampfhundsyndrom – Kurzer Versuch über
eine verheerende alltägliche Unauffälligkeit im kritischen Betrieb 27

Andreas Exner & Ernst Schriefl: Nachhaltiger Kapitalismus?
2. Teil: Die gängigen Leitbilder der Nachhaltigkeit und ihre Schwächen 29

Erhard Meueler: „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ –
Rückblick in ideologiekritischer Absicht 33

Lorenz Glatz: Von der Herrenbildung zur Begabungswirtschaft –
Vier Betrachtungen über Menschsein und Bildung zum
Zwecke der Skandalisierung diverser Fortschritte 36

Wertkritische Kommunisten Leipzig: Kommunismus ist machbar!
Zehn Thesen zur emanzipatorischen Transformation nebst Erläuterungen . . . 39

Rubrik „2000 Zeichen abwärts“

Maria Wölflingseder (M. W.) 6, 7, 23

Franz Schandl (F. S.) 20

Gerold Wallner (G. W.) 28, 33, 35

Was ist der Wert?

ÜBER DAS WESEN DES KAPITALISMUS – EINE EINFÜHRUNG

von Christian Höner

Die ersten Werttheoretiker waren die Klassiker der bürgerlichen Ökonomie: Adam Smith und David Ricardo. Sie gingen davon aus, dass die Arbeit, die benötigt wird, um ein Produkt herzustellen, den Wert einer Ware bildet. Die vergangene, verausgabte Arbeit liegt demnach gewissermaßen in der Ware und verleiht ihr so die Eigenschaft, Wert zu besitzen. Die Frage, warum *überhaupt* Produkte in den wahrenproduzierenden Gesellschaften eine Wert-Eigenschaft erhalten, konnten und wollten sie nicht beantworten. Das tat dann ein Kritiker des Waren produzierenden Systems namens Karl Marx. Auch bei ihm führt der Weg zum Wert über die Analyse der Ware. Was ist nun so Entscheidendes an der Ware zu entdecken?

Gegenüber einem Produkt zeichnet sich eine Ware per Definition dadurch aus, dass sie gegen eine andere Ware getauscht werden kann. Die Ware, zum Beispiel ein Hammer, besitzt also nicht nur die Eigenschaft, dass er aus Holz und Eisen besteht und dass man mittels eben jenes Hammers Nägel in die Wand schlagen kann. Als Ware besitzt der Hammer „die Eigenschaft“ tauschbar zu sein. Was ist damit gemeint?

Um beim Beispiel zu bleiben: Ein Hammer soll gegen eine Flasche Bier getauscht werden. Nun sind Hammer und Bier zwei völlig verschiedene Dinge für völlig unterschiedliche Zwecke. Ihre Unterschiedlichkeit mag zwar für denjenigen, der Bier trinken oder einen Nagel in die Wand schlagen will, von Bedeutung sein. Für den Tausch als logische Operation ist ihre konkrete Nützlichkeit ungeeignet. Denn beim Tausch geht es ja bekanntermaßen um den Tausch von Gleichem oder Gleichwertigem. Wenn dem nicht so wäre, würde man bedenkenlos sein Auto gegen ein Stück Butter tauschen. Jedes Kind weiß, dass das Auto wertvoller ist. Offensichtlich ist es nicht die qualitative Eigenschaft der Ware (also ihre konkrete, sinnliche Natur), die den Tausch möglich macht. Bier, Hammer, Auto müssen also irgendetwas besitzen, das sie untereinander gleich und damit vergleichbar macht.

Was ist nun das Gleiche an einem guten Bier und einem robusten Hammer? Beide existieren nur, weil Menschen Energie zu ihrer Herstellung verausgabten haben. Dabei geht es allerdings nicht um die konkreten

Tätigkeiten, die die Herstellung von Bier und Hammer erfordern, denn als solche sind sie völlig verschieden. Gleich und vergleichbar werden sie nur, wenn von ihrer konkreten Natur abgesehen (abstrahiert) wird. Es geht dann nicht mehr um den konkreten Vorgang des Bierbrauens bzw. Hammerherstellens, sondern darum, dass überhaupt Energie verausgabte wird. Marx verwendet dafür auch den Begriff der abstrakten Arbeit. Abstrakte Arbeit – so Marx – vergegenständlicht sich in der Ware und bildet deren Wert. Um den Wert einer Ware betrachten zu können, muss also von der gesamten konkreten Erscheinung des Hammers abgesehen werden. Was man dann in den Händen hält, ist ein recht seltsames abstraktes Häufchen verausgabter menschlicher Energie.

Die Ware besitzt also einen Doppelcharakter. Sie ist einerseits ein konkretes, sinnliches Ding. Andererseits ist sie ein abstraktes, rein quantitatives Wert-„Ding“.

Marx nennt die konkret-sinnliche Gestalt der Ware den Gebrauchswert. Bei Marx ist der Gebrauchswert noch eine überhistorische Kategorie. Tatsächlich ist der Gebrauchswert dem Diktat des Werts gleich mehrfach unterworfen. Zum einen wird nur das hergestellt, was sich auch verwerten bzw. indirekt über die Verwertung realisieren lässt. Zum anderen beherrscht das Verwertungs-diktat den Produktionsprozess selber. Maschinerie wie Produkt sind unter dem Gesichtspunkt der Verwertung organisiert. Es ist der Produktion wie dem Produkt anzusehen, dass sie unter dem Diktat abstrakter betriebswirtschaftlicher Effektivität realisiert werden. Allgemeiner ausgedrückt: Der Gebrauchswert ist nur die Konkretion der Abstraktion des Werts. Der Gebrauchswert gibt nur in einem abstrakten Sinn Nützlichkeit an: *Nützlichkeit überhaupt*. Zum Beispiel ist auch eine Bombe ein sinnlich-konkretes Ding mit einer gewissen Nützlichkeit. Spätestens mit den Skandalen in der Lebensmittelindustrie dürfte klar sein, dass die Aussage von Marx, dass die Brötchen in der feudalen Gesellschaft genauso schmecken wie im Kapitalismus nicht aufrechtzuerhalten ist. Der Gebrauchswert ist nicht als überhistorische Konstante, sondern als der Ware zugehörig neu zu bestimmen.

Wie aber ergibt sich nun die Größe des Werts? Dass die Zeit hierbei eine Rolle spielt, die zur Verausgabung menschlicher Energie an einer Ware notwendig ist, scheint einleuchtend. Nun gibt es da ein Problem: Der Hersteller eines Autos wird zum Beispiel nicht auf den Gedanken kommen langsamer zu arbeiten, um den Wert seines Fahrzeuges zu erhöhen – was übrigens auch nicht passieren würde. Er muss sich nämlich mit seiner Konkurrenz und deren wissenschaftlich-technischem Vermögen, Autos herzustellen, messen. Allgemein kann man also sagen, dass sich die Größe des Werts aus der Größe der abstrakten Arbeitszeit in Abhängigkeit von der durchschnittlichen gesellschaftlichen Produktivität ergibt. Wir wissen dank Marx zwar jetzt, dass die abstrakte Arbeitszeit in Abhängigkeit von dem Standard der Produktivität die Größe des Werts festlegt. Wie kann man jedoch diese Größe genau ermitteln? Ganz einfach: gar nicht. Es gibt zwar Stechuhren und Arbeitsplätze, wo die Einhaltung der Zeitvorgaben überwacht wird. Aber es gibt einfach keine Messinstrumente, die die abstrakte Arbeitszeit oder gar den durchschnittlichen Standard der Produktivität irgendwie messen könnten. Dass es trotzdem Preise an jeder Ware gibt, wie man sich im Supermarkt überzeugen kann, liegt daran, dass Wert und Preis nicht identisch sind. Der Wert – so könnte man sagen – ist die eiserne Richtschnur, um die herum der Preis zirkuliert.

Wer legt fest, welche Ware welchen Wert hat? Die Antwort ist so einfach wie verwirrend: die Waren selber. Das Irrsinnige dieser Feststellung sticht geradezu ins Auge. Dinge haben per se keinen eigenen Willen und erst recht können sie keine Entscheidungen treffen. Und trotzdem verhält es sich gewissermaßen so. Warum aber? Indem die Menschen in der bürgerlichen Gesellschaft in ihrer tagtäglichen Praxis ihre Produkte gegeneinander tauschen, setzen sie ihre Tätigkeiten einander gleich. Dieses Gleichsetzen verleiht den Produkten die gespenstische Eigenschaft, Wert zu besitzen. Gespenstisch ist diese Eigenschaft, weil es den Produkten von Natur aus nicht zusteht, Wert zu besitzen. Der Wert einer Ware, zum Beispiel eines Diamanten, ist auch durch eine atomare Analyse nicht zu ermitteln. Da

sind nur Kohlenstoffatome. Wir haben es also mit einer Paradoxie zu tun: Der Wert ist da und auch wiederum nicht. Die Dinge besitzen nicht von Natur aus Wert, erst durch die Tauschpraxis der Menschen kommt der Wert in die Welt. Das Verhalten der Menschen wird so paradoxerweise zu einer „Eigenschaft“ eines Dinges; es „fährt“ in die Dinge hinein und „beseelt“ die Warenkörper, die sich nun scheinbar zu anderen Waren „verhalten“ können.

Warum der Wert ein Gespenst ist

Das soziale Verhältnis von Menschen verkehrt sich zu einem verdinglichten Verhältnis von Sachen. Dieses Verhältnis von Dingen kann natürlich nur ein *Scheinbares* sein, aber es handelt sich um einen *realen* Schein, der sich erst verflüchtigt, wenn sich die Menschen nicht mehr in dieser spezifischen Art und Weise gesellschaftlich aufeinander beziehen. Marx nennt das Unvermögen, nicht anders als über die „Produkte der menschlichen Hand“ gesellschaftlich aufeinander Bezug nehmen zu können, Warenfetischismus. Die mystisch-fetischistische Basis der aufgeklärten Warengesellschaft findet eine Analogie im Reich der Religionen. „Es ist nur das bestimmte gesellschaftliche Verhältnis der Menschen selbst, welches hier für sie die phantasmagorische Form eines Verhältnisses von Dingen annimmt. Um daher eine Analogie zu finden, müssen wir in die Nebelregion der religiösen Welt flüchten. Hier scheinen die Produkte des menschlichen Kopfes mit eigenem Leben begabte, untereinander und mit den Menschen in Verhältnis stehende selbständige Gestalten. So in der Warenwelt die Produkte der menschlichen Hand“, sagt Marx im 1. Band des Kapital. Ob Totem, Naturgötter, Gott oder die Ware: die gesellschaftliche Synthese erfolgt nicht in der Form eines unmittelbaren gesellschaftlichen Kommunikationsprozesses, sondern indirekt durch unbewusste, gemeinsame Bezugnahme auf etwas scheinbar „Äußerliches“, das scheinbar unabhängig vom bewussten Treiben der Menschen den gesellschaftlichen Zusammenhang wie eine Matrix strukturiert. Diese Matrix erscheint nicht als durch die Menschen gemachtes Verhältnis, sondern als ein quasi-natürliches bzw. naturgesetzliches. Aber dieses Naturgesetzliche ist nichts weiter als die eigene gesellschaftliche *Form*, in welcher sich die Menschen in der Warengesellschaft aufeinander beziehen. Und so reicht es nicht, sich dieser unbewussten Form einfach bewusst zu werden. Vielmehr muss sich die Form der gesellschaftlichen Praxis der Menschen

zueinander verändern, so dass die Vermittlungsprozesse zwischen Mensch-Mensch und Mensch-Natur in bewussten Kommunikationsprozessen vollzogen werden.

Warenproduktion: Von einem Randphänomen ...

Auch wenn der Mainstream der bürgerlichen Gesellschaftswissenschaften davon ausgeht, dass zu tauschen in der Natur des Menschen liege, ist der Warentausch in den vormodernen Gesellschaften nicht *das* Vergesellschaftungsprinzip gewesen. Wenn überhaupt getauscht wurde, so handelte es sich um ein randständiges Phänomen. Die vormodernen Gesellschaften funktionierten als Subsistenzwirtschaften, und diese verfügten über verschiedenste Formen der Verteilung von Produkten, zum Beispiel durch persönliche Gewalt- und Abhängigkeitsverhältnisse. Es zeichnet erst die kapitalistische Gesellschaft aus, dass das Tauschen zum einzigen Prinzip des „Stoffwechselprozesses des Menschen mit der Natur“ wird. Historisch betrachtet war der Tausch so lange ein randständiges Phänomen, wie die Menschen über eigene oder gemeinsame Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse verfügten. Erst die gewaltvolle Trennung der Menschen von diesen Mitteln machte Kapitalismus und damit die Verallgemeinerung des Tauschprinzips möglich. Erst im Kapital vollendet sich die Logik des Tauschens. Um das zu verstehen, müssen wir uns nochmals dem Wert zuwenden. Die Wert-Eigenschaft der Dinge entsprang einem spezifischen unbewussten Verhältnis der Menschen. Ein soziales Verhältnis wurde zu einer Eigenschaft einer Sache. Diese Wert-Eigenschaft ist das Ergebnis einer realen Abstraktion als logische Bedingung des Tauschaktes. Um sinnlich verschiedene Dinge gleich und damit vergleichbar zu machen, muss gerade von ihrer Sinnlichkeit abgesehen werden. So verwandeln sich sinnliche Gegenstände in abstrakte Wert-Dinge, die nichts weiter darstellen als *Arbeitsprodukte überhaupt*, in denen menschliche *Energie überhaupt* verausgabt wurde. Der Wert ist also der gemeinsame Nenner der Waren-verausgabte, vergegenständlichte oder auch geronnene menschliche Energie –, über den sich die Waren aufeinander beziehen können.

Der Wert – seinem abstrakten Wesen entsprechend – kann nun in verschiedenen Formen und Aggregatzuständen auf der sinnlichen Oberfläche der gesellschaftlichen Praxis *erscheinen*. Er kann u.a. in der Gestalt von Waren oder in der von Geld *erscheinen*. Im Geld *erscheint* der Wert als praktischer Ver-

mittler zwischen verschiedenen Waren. Ein Beispiel: Ein Bäcker stellt Brötchen her, um sie gegen Geld zu tauschen. Mittels jenes Geldes tauscht der Bäcker all die Dinge ein, die er zur Befriedigung seiner Bedürfnisse benötigt. Hier *erscheint* das Geld als relativ harmloses und sinnvolles Instrument: Hergestellte *Waren* werden gegen *Geld* und dann wieder gegen *Waren* getauscht, die dann konsumiert werden sollen; Ware-Geld-Ware. Der Wert schlüpft gewissermaßen zuerst in das Kostüm einer Ware, dann in das des Geldes, um sich schließlich wieder in eine Ware zu verwandeln. Dieses vermeintlich idyllische Bild einfacher Warenproduzenten hat allerdings nichts mit Kapitalismus zu tun.

... zum Kapital

Was ist nun Kapital? Damit Kapital entsteht, ist es notwendig, die Bewegung Ware-Geld-Ware in ihre einzelnen Segmente zu zergliedern und neu zusammensetzen: Geld-Ware-mehr Geld. Diese Bewegung ist Kapital. Im Unterschied zu Ware-Geld-Ware, wo zumindest noch am Anfangs- und am Endpunkt die Ware steht und das Geld nur vermittelnd zwischen beide Waren tritt, hat sich der Wert in seiner Ausdrucksform Geld selber zum Ausgangs- und Endpunkt der Bewegung des Kapitals gemacht, wobei die Bewegung Geld-Geld nur „Sinn“ macht, wenn sich das Geld vermehrt. Der Wert ist zu seinem eigenen Ziel geworden, seine eigene sinnstiftende Instanz, er heckt sich selber als Selbstzweck. Die Befriedigung menschlicher Bedürfnisse sinkt zu einem bloßen Mittel herab, zu einem notwendigen Übel. Die „Maschine“ Kapital ist also ein selbstbezüglicher Automatismus oder wie Marx es nennt: das automatische Subjekt. Alle menschlichen Bedürfnisse und die damit verbundenen Interessen können sich nur noch verwirklichen, wenn sie innerhalb der Kapitalbewegung gewissermaßen als Kollateralschaden abfallen. Die Produktion der Waren ist zum notwendigen Übel geworden, um aus Geld mehr Geld zu machen. Da der Gesellschafts- und Naturbezug der Menschen in der Warengesellschaft nur im Rahmen der selbstzweckhaften Bewegung des Werts (Kapital) erfolgt, der Wert aber eben von diesem Bezug absieht, weil er nur sich selbst und seine Selbstvermehrung kennt, sinken die Menschen zu bloßen Exekutoren der Bewegung des Kapitals herab. Die Menschen werden zu Funktionsträgern bzw. zu Charaktermasken eines sie beherrschenden Automatismus, der nichts weiter ist als ihre eigene verrückte, unbewusste, gesellschaftliche Vermittlungsform.

Mehrwert und Verwertung

AUSFÜHRUNGEN ZUM OKKULTISMUS DER WARE ARBEITSKRAFT

von Franz Schandl

Er spukt also wieder in den Hirnen, und er war auch nie ganz draußen. Gemeint ist der Mehrwert, jene Größe, um die es eigentlich gehen soll. Unsere Aufgabe besteht nun darin, die Mehrwertkritik in ihre Schranken zu weisen, sie bloß als das gelten zu lassen, was sie ist, ein integrierter Bestandteil der Wertkritik, nicht ihre Gegenseitigkeit. Wird sie als diese verstanden und gar zum Zentrum der Gesellschaftskritik aufgeblasen, dann ist sie als eine Form verkürzter Kapitalismuskritik zu interpretieren, deren Implikationen alles andere als unproblematisch sind.

Mit Alfred Sohn-Rethel betrachten wir den Zusammenhang von Wert und Mehrwert wie folgt: „Denn damit die Produktion Mehrwert erzeuge, wird offenbar vorausgesetzt, dass die Produkte die Wertform haben, und das eigentliche Problem des Mehrwerts liegt daher nicht in der Produktion, sondern in dieser Wertform der Produkte. Nur weil der Produktion im Kapitalismus das Wertgesetz auferlegt ist, macht die Seinswirklichkeit der Produktion sich gerade gegen die Wertform durch den Widerspruch des Mehrwerts geltend. Was wir daher allein überhaupt analysieren können, ist immer nur die Wertform und ihr Ursprung.“ (Soziologische Theorie der Erkenntnis (1936), Frankfurt am Main 1985, S. 110) Analytisch ist es nur so zu fassen: Nicht der Wert hat im Mehrwert ein äußeres Problem, sondern der Mehrwert ist zweifellos eine durch den Wert gesetzte Kategorie. Mehrwert ist bloß *MehrWert*; ein Komparativ ohne selbständigen Charakter und unabhängige Qualität. Ein Schlüssel zum Kapital mag im Mehrwert liegen, aber der Schlüssel zum Mehrwert liegt im Wert.

1.

Mehrwert kann ohne Wert nicht gedacht werden. Jener ist eine abgeleitete Größe, ein Aspekt desselben, nichts Eigenständiges, schon gar nicht das, was die kapitalistischen Gesellschaftsverhältnisse definiert. Der Mehrwert ist auch nichts, was den Wert ver-

zerrt, sondern etwas, das diesen hinsichtlich der Vernutzung menschlicher Arbeitskraft zum Ausdruck bringt. Nicht der Wert der menschlichen Arbeit ist einzufordern – denn der Wert der menschlichen Arbeitskraft wird sowieso bezahlt –, sondern Verwertung als auch In-Wert-Setzung menschlicher Tätigkeiten sind kategorisch zu verwerfen.

Akkumulation meint „Kapitalisierung von Mehrwert“ (MEW 24:326). Die Verwertung ist jener Prozess, in dem das konstante Kapital sich Mehrwert einsaugt, aus $G-G'$ wird. Verwertung ist aber mehr und weniger als Mehrwert. Mehr meint jene, weil der gesamte Prozess der Akkumulation damit gekennzeichnet wird, weniger meint sie, weil nicht der gesamte Mehrwert verwertet wird, sondern nur der abzüglich des Konsums der Kapitaleigner. „Ein Teil des Mehrwerts wird vom Kapitalisten als Revenue verzehrt, ein anderer Teil als Kapital angewandt oder akkumuliert.“ (MEW 23:617–618)

Die Kategorien *Mehrwert* und *Verwertung* dürfen nicht verwechselt werden, sie bedeuten jeweils Unterschiedliches. Letztere meint den Prozess der Kapitalbildung, ersterer den Zusatz, der diese ermöglicht. Zurecht schreibt Moishe Postone: „Marx analysiert den Verwertungsprozess – den Prozess der Schaffung von Mehrwert – als Prozess der Schaffung von Wert.“ (Zeit, Arbeit und gesellschaftliche Herrschaft. Eine neue Interpretation der kritischen Theorie von Marx, Freiburg 2003, S. 464)

Karl Marx bezeichnet daher den Wert als „automatisches Subjekt“ (MEW 23:169): „In der Tat aber wird der Wert hier das Subjekt eines Prozesses, worin er unter dem beständigen Wechsel der Formen von Geld und Ware seine Größe selbst verändert, sich als Mehrwert von sich selbst als ursprünglichem Wert abstößt, sich selbst verwertet. Denn die Bewegung, worin der Mehrwert zusetzt, ist seine eigne Bewegung, seine Verwertung also Selbstverwertung. Es hat die okkulte Qualität erhalten, Wert zu setzen, weil er Wert ist.“ (Ebenda) Mehrwert ist nichts anderes als das Repellieren und Attrahieren des Werts selbst. Von sich, zu sich, aber immer aus sich. „Das Produkt der kapitalistischen Produktion ist nicht nur Mehrwert, es ist Kapital. Kapital ist, wie wir sahen, $G-W-G'$, sich selbst verwertender Wert, Wert, der Wert gebiert.“ (Karl Marx,

Resultate des unmittelbaren Produktionsprozesses, Archiv sozialistischer Literatur 17, Frankfurt am Main 1969, S. 84)

Ziel des Kapitals ist also die „Verwertung des Werts“ (MEW 23:167), dass aus Wert *mehrWert* (nicht: Mehrwert!) wird, $G-W-G'$. Der Mehrwert ist aber das Inkrement, das diese Verwertung ermöglicht, das garantiert, dass hinten mehr rauskommt als vorne rein-gesteckt wurde, dass der Kostpreis der Ware ($c+v$) geringer ist als der Wert der Ware ($c+v+m$). Der Mehrwert ist das Inkrement der Verwertung, aber m ist nicht G' , sondern lediglich D_v , das dafür sorgt, dass am Ende nicht bloß wieder G erscheint. Würde der Wert der Ware dem Kostpreis entsprechen, wäre überhaupt keine Akkumulation von Kapital möglich. „Die Formel $G...G'$ ist also charakteristisch, einerseits, dass der Kapitalwert den Ausgangspunkt und der verwertete Kapitalwert den Rückkehrpunkt bildet, so dass der Vorschuss des Kapitalwerts als Mittel, der verwertete Kapitalwert als Zweck der ganzen Operation erscheint; andererseits, dass dies Verhältnis in Geldform ausgedrückt ist, der selbständigen Wertform, daher das Geldkapital als Geld heckendes Geld.“ (MEW 24:63)

2.

Der Schlüssel zum Mehrwert liegt darin, dass es eine „Differenz zwischen dem Wert und der Verwertung des Arbeitsvermögens“ (MEW 26.1:13–14) gibt. Der Lohn des Arbeiters deckt den Wert seiner Arbeitskraft, die jedoch als lebendige Arbeit mehr Wert bildet, als ihre Arbeitskraft gekostet hat. Der Wert der Arbeitskraft ist kleiner als das von ihr erzeugte Wertprodukt. „Der Wert der Arbeitskraft und ihre Verwertung im Arbeitsprozess sind also zwei verschiedene Größen. Diese Wertdifferenz hatte der Kapitalist im Auge, als er die Arbeitskraft kaufte.“ (MEW 23:208) „Vergleichen wir nun den Wertbildungsprozess und Verwertungsprozess, so ist der Verwertungsprozess nichts als über einen gewissen Punkt hinaus verlängerter Wertbildungsprozess. Dauert der letztere nur bis zu dem Punkt, wo der vom Kapital gezahlte Wert der Arbeitskraft durch ein neues Äquivalent ersetzt ist, so ist er einfacher Wertbildungsprozess. Dauert der Wertbildungsprozess über diesen Punkt

hinaus, so wird er Verwertungsprozess.“ (MEW 23:209)

Marx noch deutlicher: „Die in den Produktionsmitteln bereits enthaltene Arbeit ist dieselbe wie die neu zugesetzte. Sie unterscheiden sich nur dadurch, dass die eine *vergegenständlicht* ist in Gebrauchswerten und die andre im Prozess dieser *Vergegenständlichung* begriffen, die eine vergangen, die andre gegenwärtig, die eine tot, die andre lebendig, die eine *vergegenständlicht* im Perfektum, die andre sich *vergegenständlichend* im Präsens ist. Im Umfang, worin die vergegenständlichte Arbeit lebendige ersetzt, wird sie selbst ein Prozess, *verwertet sie sich*, wird sie ein Fluens, das eine Fluxion schafft. Dieses ihr Einsaugen zusätzlicher lebendiger Arbeit ist ihr *Selbstverwertungsprozess*, ihre wirkliche *Verwandlung in Kapital*, in sich selbst verwertenden Wert, ihre Verwandlung aus einer *konstanten Wertgröße* in eine *variable und prozessierende Wertgröße*. Allerdings kann diese zusätzliche Arbeit nur in der Gestalt konkreter Arbeit und daher den Produktionsmitteln nur in ihrer spezifischen Gestalt als besonderen Gebrauchswerten zugesetzt werden und wird auch der in diesen Produktionsmitteln enthaltene Wert nur durch ihren Konsum als Arbeitsmittel durch die konkrete Arbeit *erhalten*.“ (Karl Marx, Resultate, S. 21-22.)

Der spezifische Gebrauchswert der Ware Arbeitskraft liegt darin, dass sie als Arbeit im

Produktionsprozess mehr Wert erzeugt als sie in der Zirkulation kostete. Das Geheimnis lässt sich so ausdrücken: Die Konsumtion des Gebrauchswerts der Arbeit durch das konstante Kapital erzeugt mehr Tauschwert als diese zuvor hatte. Gekauft wird diese Ware ob ihres eigentümlichen Gebrauchswerts mehr Tauschwert abzuwerfen als sie gekostet hat. „Wie den Warenbesitzer der Gebrauchswert der Ware nur als Träger ihres Tauscherts interessiert, so den Kapitalisten der Arbeitsprozess nur als Träger und Mittel des Verwertungsprozesses.“ (Marx, Resultate, S. 38)

Mit jeder Ware wird etwas gekauft, das produziert wurde und via Markt für die Konsumtion freigegeben wird. Im Prinzip trifft das auch auf die Ware Arbeitskraft zu. Nur: In der Ware Arbeitskraft wird etwas getauscht, das zwar produziert wurde, aber in futurum noch produzierend tätig wird. Die Ware Arbeitskraft ist die einzige, bei deren Konsum Tauschwert und Gebrauchswert nicht untergehen, sondern neu erschaffen werden und nicht bloß als Reproduktion, sondern als Zusatz, durch produktive Arbeit. Im Gegensatz zu jedem anderen Produkt toter Arbeit ist die Arbeitskraft tote Arbeit, die lebendige Arbeit emaniert, somit etwas *Produziertes Produzierendes*. Sie ist das Fertige, das weiter fertigt. Das ihr Vorausgesetzte setzt mit dem Tausch nicht aus, sondern es setzt nochmals ein. Das natürlich ist Okkultismus pur.

3.

Interessenslagen sind komplizierter, nicht so eindeutig, wie man allgemein annimmt. Den einzelnen Arbeiter interessiert am Wert seiner Ware Arbeitskraft in erster Linie einmal die Höhe des Lohnes; je mehr er erhält, desto mehr kann er sich leisten, desto gesellschaftsfähiger ist er. Gleichzeitig interessiert ihn aber an der Höhe der zu bezahlenden Preise das andere Extrem, sie sollen niedrig sein. Da die Preise aber nichts anderes sind als transformierte Löhne, ist er indirekt für niedrige Löhne. Was meint: Er darf jenen nicht gönnen, was er selbst haben will. Darin liegt der Grundfunke der Konkurrenzsubjektivität, wir könnten durchaus von einem mentalen (wenn auch gesellschaftlichen) Apriori unserer Seele sprechen, dem wir uns praktisch kaum entziehen können. Solche fundamentale Widersprüche haufen also im einzelnen Produzenten wie im einzelnen Marktteilnehmer selbst. Bürgerliche Gesellschaftlichkeit bedeutet den Bestand anderer zu gefährden um selbst bestehen zu können.

Den Kapitalisten hingegen interessieren am Preis seiner Waren primär Rate und Masse des Mehrwerts, die er sich anzueignen versteht, er will den Mehrwert steigern, nicht den Wert, im Gegenteil, Tauschwert und Preis als dessen letzte Formen möchte er im Normalfall senken. Er will den Arbeitslohn niedrig halten, andererseits muss er aber auch dafür Sorge tragen, dass die Beschäftigten die hergestellten Produkte bezahlen können. Puncto Arbeitskraft will er billig einkaufen (aber auch nicht zu billig); Produkte und Leistungen wiederum möchte er ebenfalls so teuer als möglich und so billig als möglich verkaufen. Auf dieser Ebene blühen Kalkulation und Spekulation, ebenso immanentes Rüstzeug und nicht unfreundliche oder gar externe Beigabe.

Und man kann die Sache noch weiter-spinnen: Einerseits ist der Besitzer der Ware Arbeitskraft interessiert, dass sein v groß ist, andererseits muss er aber auch mittelbares Interesse haben, dass Profite (= realisierte Mehrwerte) gemacht werden, denn ohne m gibt es keine funktionierende Akkumulation, somit auch keinen Investitionsspielraum, somit auch keine Möglichkeiten den Kostpreis zu senken und in der Konkurrenz bestehen zu können, somit auch keine Arbeitsplätze, also kein v . Man kann es drehen und wenden wie man will: Konstantes wie variables Kapital, c wie v sind elementar an die Akkumulation gebunden. Sie backen den gleichen Kuchen, Ware genannt, aber sie streiten um die Stücke, Klassenkampf

2000 Zeichen *abwärts*

Vom Sparefroh zum geilen Geiz

Das Sparefroh-Männchen aus meiner Kindheit hat schon lange das Zeitliche gesegnet. Nun ist über Nacht das Sparen plötzlich urgeil geworden. Sparen nicht im Sinne von Geld aufs Sparbuch oder sonst wohin legen, sondern im Sinne von billig einkaufen. Es ist todschick, Schnäppchen zu jagen. Das österreichische Magazin *Woman* präsentierte unter der Rubrik Karriere/Budget 100 hippe Spartipps. – 13 Spartipps gibt's fürs Auto. Ich spare mir das Auto schon seit über fünfzehn Jahren. – Vielfliegerbonus: Wer viel fliegt, bekommt einen Gratisflug. Ich kann gar nirgends hinfliegen. Bei Bezug des Arbeitslosengeldes darf man weder ins Ausland noch auf Urlaub. – Gratis SMS. Ich spare mir das Handy. Ich kommuniziere persönlich, telefonisch, per E-Mail oder gar per leibhaftigem Brief. – Designer-Kleid von der Schneiderin! Da spare ich mir aber viel

Geld, wenn ich auf beide verzichte. – Zwei Cocktails zum Preis von einem zur Happy Hour! Nein Danke! – Gratis Erdbeeren im Erdbeerland selber pflücken. Ich habe kein Auto um dorthin zu gelangen. – Auktionen im Dorotheum. Nicht nötig. – Proben von Parfums, Schampons, Hautcremen aus den Magazinen verwenden. Diese sind das Geld und die Proben nicht wert. – Sieht nach Spartipps für Verdienende aus! Was aber machen Arbeitslose oder Mc-Job-bende, deren Miete, Heiz- und Telefonkosten bereits mehr als ihr Einkommen ausmachen?

Und eins haben sie glatt vergessen bei den 100 Tipps: Das Reklamieren! Reklamieren von zu viel verlangtem Geld bei Einkäufen, Reklamieren verdorbener Lebensmittel oder nicht funktionierender Waren. Da kommt Woche für Woche ein erkleckliches Sümmchen zusammen. Ein nettes Zubrot zur Notstandshilfe gäbe es allerdings, wenn ich für die zeitraubenden Reklamations-Rennereien und für die dabei verschlissenen Nerven ein Honorar bekäme!

M. W.

geheißen. In *C* konzentriert sich ihr gemeinsames Interesse, in *c:v:m* das jeweilige spezielle Interesse. Aber letztlich ist es ein Ritual, ein Tanz um das goldene Kalb des Werts, dem alles geopfert wird, das selbst aber ein Tabu darstellt.

Würden die Arbeiter 20 Prozent mehr Lohn erhalten, wäre ihre soziale Lage nicht verbessert, und nicht nur weil die Preise dann um 20 Prozent ansteigen würden. Sonst bräuchte man ja wirklich bloß Geld zu drucken und zu verteilen. Aber gesetzt den irregulären Fall, die Preise würden nicht steigen, die irrealen Umverteilung wäre real möglich, dann würde die Investitionstätigkeit des Kapitals rapide absinken, da ja die nötige Profitmasse, um ökonomisch als Unternehmen bestehen zu können, nicht mehr vorhanden wäre. Fazit: Die immanenten Schranken des Klassenkampfes sind nicht zu durchbrechen. Werden sie aber durchbrochen, wäre es kein Klassenkampf mehr.

4.

Ausbeutung ist eine moralisch aufgeladene Kategorie, die jedoch wenig begreift. Das gesellschaftliche Grundverhältnis, die Produktion von Waren und der Zwang zum Tausch, wird darin überhaupt nicht tangiert. Implizit wird nichts anderes als Gerechtigkeit eingeklagt. Ausbeutung beschreibt aber nur einen Aspekt des kapitalistischen Universums, nimmt Produktionsverhältnis, Zirkulationsweise und Konsumtion nicht als Totalität wahr.

Unterstellt wird, dass jemanden etwas genommen wird, was ihm eigentlich zustünde, worüber sodann andere verfügen. Es hat was von Diebstahl und gegen Diebstahl hat eins als braver Bürger zu sein. Karl Marx schreibt in seinen „Randglossen zu Wagner“ (1879/80): „Dunkelmann schiebt mir unter, dass ‚der von den Arbeitern *allein* produzierte *Mehrwert* dem kapitalistischen Unternehmern *ungebührlicher* Weise verbliebe‘. Nun sage ich das direkte Gegenteil; nämlich, dass die Warenproduktion notwendig auf einem gewissen Punkt zur ‚kapitalistischen‘ Warenproduktion wird. Und dass nach dem sie beherrschenden *Wertgesetz* der ‚Mehrwert‘ dem Kapitalisten gebührt und nicht dem Arbeiter.“ (MEW 19:382) „Ich stelle umgekehrt den Kapitalisten als notwendigen Funktionär der kapitalistischen Produktion dar und zeige sehr weitläufig dar, dass er nicht nur ‚abzieht‘ oder ‚raubt‘, sondern die *Produktion des Mehrwerts* erzwingt, also das Abziehende erst schaffen hilft; ich zeige ferner ausführlich nach, dass, selbst wenn im Warenaustausch *nur Äquivalente* sich austauschen, der

Kapitalist – sobald er dem Arbeiter den wirklichen Wert seiner Arbeitskraft zahlt – mit vollem Recht, d.h. dem dieser Produktionsweise entsprechenden Recht, den *Mehrwert* gewänne.“ (MEW 19:359)

Mehrwert meint nicht Unrecht, sondern Recht. Der Kapitalismus ist „unmoralisch“, aber nicht weil er gegen die bürgerliche Moral verstößt, sondern weil er sie erfüllt. Dunkelmanns Interpretation wurde zur allgemeinen Sichtweise in der Arbeiterbewegung. Als zentrales Kennzeichen des Kapitalismus wird von den Traditions marxisten aller Couleur so nicht die Verallgemeinerung der Warenproduktion gesehen resp. der Wert als das totalisierende Prinzip, sondern die Enteignung der Arbeiterklasse von den Produktionsmitteln. Die Forderung nach der Vergesellschaftung des Privateigentums an Produktionsmitteln (die entsprechend eingebettet keine falsche ist) wurde zur zentralen Losung aller Reformisten und Revolutionäre. In trauter Eintracht glaubte man an die Verfügungsgewalt der Kapitalisten über die Produktionsmittel. Indes stellt diese lediglich eine *Fügungspflicht* dar. Nicht das Kapital ist abhängig von den Kapitalisten, sondern die Kapitalisten vom Kapital.

5.

Mehrwertkritik macht aus der kapitalistischen Nötigung, sich verkaufen zu *müssen*

eine klassenkämpferische Tugend sich teuer verkaufen zu *sollen*. Das nennt sich dann konsequente Interessenspolitik. Schlimm ist allerdings nicht, dass irgendein Lohn zu niedrig ist (das ist wohl jeder und keiner), schlimm ist, dass es überhaupt einen Lohn (oder eine andere Form der Geldgewinnung) geben muss, um sich die gesellschaftlichen Produkte und Dienstleistungen aneignen zu können.

Mehrwertkritik ist verkürzte Kapitalismuskritik, sie richtet sich gegen Ausbeutung und Plusmacherei, stellt aber Beute und Macherei nicht in Frage. Größtenteils ist sie blind. Sie sagt nichts zur Zwangsform des Tausches, nichts zu den kapitalistischen Konsumverpflichtungen, nichts zum Charakter der Gebrauchswerte und den aus ihm folgenden ökologischen Katastrophen. Sie hat kein analytisches Instrumentarium dafür, allenfalls werden diese Zustände beklagt.

Wer die Klassen nicht als unterschiedliche Pole eines Ganzen begreift, sondern als antagonistisches Grundverhältnis inszeniert, muss geradezu den Mehrwert als dem Kapital von außen Zugeschossenes betrachten, also eben nicht als etwas, was aus dem Kapitalverhältnis originär hervorgeht. Allzu oft hat man das Gefühl, dass alles seine Ordnung hätte, wäre der Mehrwert ein bloßer Wert und kein zu verwertender Wert. Und genau das ist der Standpunkt der „ehrlichen Arbeit“: Sie will Wert haben ohne

2000 Zeichen *abwärts*

Zynische Verklärung der Armut

In einem der unzähligen Lifestyle-Blättchen wird eine „Gelddiät“ propagiert. „Geld regiert die Welt, aber nicht dich! Eines der ungelösten Rätsel deiner Existenz: Wohin verschwindet das liebe Geld? Das findest Du am besten selbst heraus. Dreh den Spieß um. Verweigere Dich dem Konsum. Lass dein Geld nicht verschwinden. Keinen Cent. ... Mach dich frei von Räschen jeder Art und du wirst ein neues Gefühl von Freiheit kennen lernen.“ „Konsumverzicht“, der neue Modegag? Oder sind den schlaun Konsumfuchsen plötzlich die Trauben zu sauer?

Was raten die Lifestyle-Blättchen den AlleinerzieherInnen, den MindestpensionistInnen, den Notstands- und SozialhilfebezieherInnen? Ist es nicht zynisch, von „Konsumverzicht“ zu schwätzen, wenn das Geld nicht einmal für's Notwendigste reicht? Als ob's da was helfen würde, in die Klospülung eine Wasserspartaste oder eine Zeitschaltuhr für die Außenbeleuchtung einzubauen oder

Plastiksackerl mehrfach zu verwenden? Was soll diese Verhöhnung? Aber von akuter Armut Betroffene kommen in all den trendigen Organen, in der Öffentlichkeit überhaupt nicht vor. Nur die Erfolgreichen tummeln sich da, die sich nicht unterkriegen lassen, die immer Herr der Lage sind, auch wenn's ökonomisch grad mal nicht so rosig aussieht. Dann tun ma halt a bisselr geizig sein, und wir können noch immer prima leben. Erich Kästners „Sogenannte Klassenfrauen“ lassen grüßen: Wenn es Mode würde, sich ein Bein abzuhacken, sie täten's mit Vergnügen. Wenn es Mode ist, zu hackeln wie ferngesteuert, unterbrochen von wenigen Stunden Schlaf im Büro, erheben sie's zum Lebensinhalt. Wenn's brenzlig wird mit den Jobs, ist plötzlich „Work-Life-Balance“ angesagt und Bescheidenheit die neue Zier. Wie misst man eigentlich solch fashionable Anpassungsleistung? In Selbstverleugnungs-Einheiten auf einer nach oben offenen Unterordnungsskala? Wird's bald hip, obdachlos zu sein und Essensreste aus den Mülltonnen zu stierln? Oder kommen sie doch vorher zur Besinnung?

M.W.

Mehrwert zu geben. Mit der bornierten Kritik des Mehrwerts wird der Wert geradezu affirmiert, während mit einer fundamentalen Kritik des Werts der Mehrwert gleich miterledigt werden würde.

Die aktuellen, auf einer wie immer verschwommenen Mehrwertkritik aufbauenden Einwände gegen bestimmte kapitalistische Machenschaften bewegen sich allesamt auf dem Niveau oberflächlicher Volksvorurteile. Der marktwirtschaftliche Grundmechanismus wird einfach eskamotiert, dafür wird umso frenetischer geschrien: „Geld ist genug da!“ Kapitalismus wird so auf die Ebene von Vorenthaltung und Betrug, von Schuldigen und Unschuldigen herunterphantasiert. Einmal mehr wird die „ehrliche Arbeit“ betrogen. Womit aber nicht gesagt werden soll, dass Mehrwertkritik a priori zum Antisemitismus tendiere, wohl aber, dass diese Art der Empörung in diese Richtung anschlussfähig ist. Der Antisemitismus spürt das und knüpft an diesen Vorurteilen an; in seinem Sinn zurecht. Er pervertiert das Anliegen nicht, er spitzt es bis zur kenntlichen Ungeheuerlichkeit zu.

Kritik des Mehrwerts ist der generell falsche Fokus der Gesellschaftskritik. Er drückt Arbeiterinteressen aus, aber nicht Interessen *wider die Arbeit*. Die Arbeit wird als eherne Instanz gar aus der bösen Welt des Kapitals herausgenommen, so als sei jene nicht immanenter Bestandteil, sondern ein drangsalisiertes Außen, das es zu befreien gilt. Wir sind ganz *v* und wollen mehr vom *m*. Nichts anderes sagt übrigens auch *c*. Darin besteht ja unter anderem die eherne Interessenskonformität von Arbeit und Kapital. In der Zwischenzeit ist man übrigens schon dazu übergegangen, sich ganz auf *v* zu kaprizieren, „Hauptsache Arbeit“, schreit das durch ebendiese geschundene Subjekt. Und es stimmt ja auch: Ohne *v* zu sein, gibt es auch gar keinen Kampf mehr um *m*.

Eins hat jedenfalls auf der richtigen Seite zu stehen. Sich mit den Unterdrückten solidarisieren bedeutet so oft auch mehr *für die Unterdrückten* als *gegen die Unterdrückung* zu sein, meint weiters, dass deren Positionierung als positiver Status anerkannt wird. Vom Arbeitertümeln bis zum „kleinen Mann“ reicht da eine breite Palette. Das Erniedrigte wird erhöht anstatt abgeschafft. Der antikapitalistische Kampf ist somit auch kein Kampf gegen Unternehmer oder Bosse, sondern gegen die Zwangscharaktermasken von Arbeitern und Unternehmern, von Proletariat und Bourgeoisie, wobei da heute sowieso die Unterschiede verschwimmen, vor allem kein sozialer Status damit mehr vorprogrammiert ist.

6.

Zins ist nichts anderes als „eine besondere Rubrik für einen Teil des Profits, den das fungierende Kapital, statt in die eigene Tasche zu stecken, an den Eigner des Kapitals wegzuzahlen hat“. (MEW 25:351) Ganz primitiv: Zinsen erhält man nicht, weil das Geld auf der Bank liegt, sondern weil es zwischenzeitlich im produktiven Sektor angewendet wird; zumindest solange wir uns im realen und nicht im fiktiven Bereich der Ökonomie befinden.

„Im zinstragenden Kapital erreicht das Kapitalverhältnis seine äußerlichste und fetischartigste Form. Wir haben hier G-G', Geld, das mehr Geld erzeugt, sich selbst verwertender Wert, ohne den Prozess, der die beiden Extreme vermittelt.“ (MEW 25:404) Daher kann das „zinstragende Kapital überhaupt als Mutter aller verrückten Formen“ (MEW 25:483) gelten. Womit wohl auch die *Denkformen* gemeint sind, die es reproduziert. Das bürgerliche Subjekt dokumentiert unaufhörlich, dass es mit den Abstraktionen von Geld und Wert nicht zurechtkommt und es daher entweder schweigt („Über Geld spricht man nicht, man hat es“ – so eine Standardformel des liberalen Unsinns) oder sich irgendetwas zusammenhaluziniert. Es ist das Unvermögen die gesellschaftlichen Verhältnisse zu durchschauen.

Zinskritik ist nichts andere als verwandelte Mehrwertkritik. Sie blendet noch zusätzlich die gesamte Produktionsweise als unproblematisch aus und fixiert sich ganz auf den finanziellen „Überbau“. Dass gearbeitet werden muss, ist kein Problem. Wie gearbeitet werden muss, ist kein Problem. Was produziert wird, ebenfalls keines. Eine Aussage wie „Die Banken zocken uns ab“ ist richtig und wiederum nicht. Richtig ist sie, wenn sie das Finanzkapital als besondere Abteilung aber integrierte Funktion des Kapitals und den Zins als verwandelten Mehrwert beschreibt; falsch ist sie, wo sie den Zins als das eigentliche Problem der Enteignung der Menschen dingfest machen will und sich dann noch dunkle Machenschaften von Konzernen, Spekulanten oder gar Juden zusammenreimt.

Dass Sparer und Aktionäre genau das wollen, was sie als Kreditnehmer und Kunde so verachten, sei der Vollständigkeit halber angeführt. Indes reproduziert sich da nur das eherne Grundprinzip der Tauschgegner auf einer bestimmten Ebene: *Billig kaufen, teuer verkaufen*. Und glaubt eins (was es ja andauernd glaubt), dass es einem umgekehrt passiert, ist es stinksauer: „Solche Gauner!“ Und das ist wiederum auch nicht ganz falsch: Wenn die Leute von den ande-

ren als eine „Ausgeburt von Lumpen“ reden, haben sie schon recht, nur sind sie selbst nichts anderes als diese. Sollen nur jene sie sein, sind sie gegen diese in Schutz zu nehmen. Ebenso umgekehrt. Aber insgesamt: Angriff!

Natürlich gibt es dunkle Machenschaften, die ganze Rationalität des Kapitalismus ist eine dunkle Machenschaft, aber eben als Verhältnis und nicht als Kreation irgendwelcher Geheimorden oder Kapitaleigner, die die Fäden im Hintergrund ziehen. Vielmehr ziehen die Fäden die Macher, selbst dann, wenn die sich einbilden, es sei ihr ureigenstes Tun, das diese oder jene Folgen tätigt. Diese „okkulte Qualität“ (Marx) einigen Personen zuzuschreiben ist das elendigliche Gesellschaftsspiel falscher Selbstbehauptung wie falschen Aufbegehrens. Indes darf aber puncto Letzterem nur dessen Falschheit, nicht aber das Aufbegehren gegen das Leiden durchgestrichen werden. Die Empörung über die Verhältnisse kennt viele gute Gründe. Emanzipatorische Kritik kann nicht darauf verzichten, das Finanz- und Kaufmannskapital zum Gegenstand zu machen, es darf ob des Gefahrenpotenzials nicht aus der Gesellschaftskritik herausgenommen werden. Es ist nicht eine Frage des „ob“, sondern eine des „wie“.

7.

Für alle Marxisten war der Mehrwert die entscheidende Größe zur Analyse der kapitalistischen Produktion. Er galt nicht bloß als Inkrement zur Verwertung des Werts, sondern war überhaupt das Synonym für jene. Klassisch sind etwa die Ausführungen von Friedrich Engels im Vorwort zum Zweiten Band des Kapitals von 1884 (MEW 24:17ff.); aber selbst der späte Adorno meinte noch, das „Kernstück der Marxischen Theorie“ sei die „Lehre vom Mehrwert“. (GS 8:359)

Daran hat sich auch heute noch wenig geändert. Man werfe einen Blick in die einschlägigen Dokumente von Attac oder diversen Sozialforen, Gewerkschaften, Reformkommunisten oder Troztkisten. Bei aller Differenz wird die „soziale Frage“ dort immer noch und immer wieder unter den Prämissen der Mehrwertkritik entwickelt. Der zentrale Knackpunkt heutiger Sozialkritik ist aber der: *Gelingt es von der Mehrwertkritik zur Wertkritik aufzusteigen?* Nichts weniger als dieser qualitative Sprung ist erforderlich. Das wäre wirklich *der* Schritt vom Klassenbewusstsein (ein Terminus, den es bei Marx nicht gibt) hin zum „enormen Bewusstsein“ (Marx).

Welchen Reichtum?

von Franz Nahrada

Die Dritte Oekonux-Konferenz trägt das Motto: „Reichtum durch Copyleft“. Mit der Wahl dieses Mottos sind zwei Annahmen oder Hypothesen verbunden, die Gegenstand der Konferenz sein werden: Erstens wird dem wirtschaftlichen System, das mit geistigem Eigentum verbunden ist, zumindest von einigen Teilnehmern des Diskurses die Legitimation bestritten, dass es ein System ist, das Reichtum per se produziert. Die reichthumshemmenden Potenzen, so die These, entfalten sich progressiv mit der Informatisierung und dem Vergesellschaftungsgrad der Arbeit. Und zweitens geht es um die Frage, ob der Zweck Reichtum nicht in einer anderen Form des Wirtschaftens besser aufgehoben wäre, das sich ganz generell durch die Abwesenheit von geistigem Eigentum (Lizenzen, Patente, Nutzungsausschluss im Urheberrecht etc.) auszeichnet. Kann man an freier Software also nicht nur eine andere Produktionsweise studieren, sondern eine, die grosso modo genau die Resultate hervorbringt, die die herrschende Wirtschaftsform nur mehr in der Form des Dementis kennt – Reichtum und Wohlstand für alle?

Eine solche Argumentationsstrategie tut gut daran, sich ihrer eigenen Voraussetzungen zu versichern. Denn die Arbeiterbewegung als organisierte „Besetzung der Kommandohöhen der Volkswirtschaft“ ist ja mit denselben beiden Annahmen angetreten. Genüsslich wird ihr vom Gewinner des Systemvergleichs das historische Scheitern der alternativen Produktionsweise, die so alternativ nicht war, unter die Nase gehalten. Der rastlose Drang des als Privateigentum organisierten Reichtums sich zu vermehren gilt so als die einzig sichere Methode der Reichtumsproduktion, um deren Erträge man sich einzig streiten dürfe. Dass dieser Drang Mensch, Natur und Reichtum kaputt macht, dieser Beweis ist also ebenso wenig überflüssig wie der komplementäre, dass eine andere Art der Reichtumsproduktion existiert, die tatsächlich so universell und nachhaltig ist wie der Kreislauf von Geld, Kapital und Ware.

Die kapitalistische Gesellschaft legitimiert sich durch ihre Fähigkeit, Reichtum zu produzieren. Sie sagt aber nie dazu, welchen.

Kein Zweifel, wir sind in entwickelten kapitalistischen Gesellschaften von einer Fülle von Gebrauchswerten umgeben. Dass diese nicht einfach zum Gebrauchen da

sind, ist aber jedermann und jederfrau geläufig: sie werden produziert, um sie zu verkaufen. Um sich gegen bares oder kreditiertes Geld tauschen zu können, müssen sie zunächst einmal gegen bedürftige Menschen aller Art geschützt werden. Ein beträchtlicher Teil des Reichtums existiert als Lagerhallen, Zäune, Schlösser, Alarmanlagen und alimentiert ein Heer von Bewachern.

Kein Zweifel, wir sind in einer kapitalistischen Gesellschaft von einer Fülle von Gebrauchswerten umgeben. Dass diese nicht für jedermann bekömmlich sind, hat sich mittlerweile auch herumgesprochen: Hormone im Rindfleisch, der Nährwert von Junk Food, die Kleinwohnung an der Durchzugsstraße. Einerseits gibt es also eine Fülle von Produkten für den schmalen Geldbeutel, die auf das System der menschlichen Bedürfnisse wenig Rücksicht nehmen. Andererseits ist diese Gegensätzlichkeit von Bedürfnissen prinzipiell kein Problem: Zigarettenpackungen verraten noch, dass Rauchen tödlich sein kann, Autos verschlingen menschlichen Siedlungs- und Freiraum, eine riesige Industrie lebt von Produkten, deren Gebrauchswert einzig im Töten von Menschen besteht.

Kein Zweifel, wir sind in einer kapitalistischen Gesellschaft von einer Fülle von Gebrauchswerten umgeben. Eine weitere ärgerliche Tatsache ist auch weithin bekannt: dass diese Gebrauchswerte nämlich immanent beschränkt sind. Damit ist weniger gemeint, dass ein Produkt nicht viele „Features“ aufweisen kann, eine digitale Videokamera auch Standphotos machen kann etc., sondern viel eher der Umstand, dass sich in diesen Features der Gebrauchswert auch schon erschöpft. Bei genauerer Betrachtung der Myriaden von Produkten lässt sich nämlich unschwer feststellen, dass diese nicht als Elemente eines Systems der Arbeiten und Bedürfnisse auf die Welt kommen, sondern als vereinzelt Dinge, die, kaum sind sie erworben, auch schon jede Menge Arbeit machen. Das beginnt damit, dass sie nicht zusammenpassen. Und es endet damit, dass sie einem technischen und moralischen Verschleiß unterliegen, der sie in absehbarer Zeit zu Schrott verwandelt.

Der „Reichtum der Gesellschaften“, welcher als „ungeheure Warensammlung“ existiert, weist schon in seiner Elementarform „Gebrauchswert“ eine eigentümliche

Armut auf: nämlich die Armut an Beziehungen, die die Dinge in ihrem Verhältnis zueinander nützlicher machen. (Vgl. den Artikel von Christian Höner in dieser Nummer der *Streifzüge*)

Vieles, was nötig ist, wird nicht erzeugt und erbracht, weil es nicht bezahlt werden kann. Vieles, was erzeugt wird, wird erzeugt, weil es bezahlt wird, nicht weil es nötig ist. Wieviel bezahlt wird, das bestimmt die Qualität. Wobei sich viele in ihrem Begriff von Qualität danach richten, wieviel sie bezahlen müssen. Ab dem Moment, wo bezahlt wurde, ist die Qualität egal.

Bezahlt werden muss. Reichtum ist das, was sich in Geld umzusetzen vermag und nichts anderes. Geld hat den Charakter von Nötigung: Es muss auf der einen Seite verdient werden, um auf der anderen bezahlt werden zu können. Im Kreditwesen gewinnt die Nötigung handfeste Gestalt. Und die, die selber durch die Natur ihres kreditierten Kapitals genötigt sind, es durch Produktion von Wert zu tilgen, nötigen anderen eben ihre Produkte auf – vom billigen Ramsch bis zum unerschwinglichen Luxus. Da ist es gut und nicht schlecht, wenn Dinge nicht allzulange halten. Da ist es gut und nicht schlecht, wenn sie durch ihr „Image“ im Kaufakt wirken und nicht durch den realen Nutzen, den sie stiften. Da ist es gut und nicht schlecht, wenn sie ständig neue Bedürfnisse generieren, also auch nicht durchdacht sind.

Denn Produktion und Vermarktung ist eine Schlacht. Die Konkurrenz schläft nicht und vermehrungswilliges Geld lauert überall. Sie zu schlagen heißt, den Markt ohne Rücksicht auf seine Aufnahmefähigkeit zu überschwemmen. Das heißt zunächst, anderen (Produzenten, sprich konkurrierenden Anbietern) den Anspruch auf Reichtum zu bestreiten. Das heißt zweitens, den unmittelbaren Produzenten den Lohn zu kürzen, als eine Methode, den Kampf um Zahlungsfähigkeit zu gewinnen. Das heißt weiter, aus Reichtum sein Gegenteil zu machen, eine Überproduktion unnützer Dinge auf Halde. Das heißt viertens, durch diese Überproduktion Reichtum zu vernichten, denn was auf der einen Seite an Ressourcen verschwendet wird, fehlt woanders. Fünftens muss das, was zuviel ist, auch noch weggeräumt werden, weil es die Lager füllt. Sechstens müssen jede Menge Leute nichts anderes tun als marktschreierisch oder raffiniert andere Menschen dazu zu bringen, ihre beschränkte Kaufkraft für dieses und nicht jenes zu verwenden. Der Kostenaufwand für die Hochglanzbroschüren, die in einem Jahr in einem normalen Haushalt niedergehen und entsorgt werden

müssen, würde alleine schon einen erklecklicher Anteil von deren Versorgung bewerkstelligen. Doch all dies ist unsichtbar. Auch die immanente Schädigung, das Wegräumen des Schrotts, das Reparieren, Verdecken und Schönreden, tauscht sich ja gegen Geld aus. In den offiziellen Maßzahlen dieser Wirtschaftsweise sind all dies Beiträge zum Bruttosozialprodukt. Eine genaue und umfassende Untersuchung dieser im negativen Wortsinn verschwenderischen Natur der kapitalistischen Produktionsweise steht noch aus. (Gaston Valdivia hat in *Krisis 19* in Ansätzen zur gewaltigen „Zeitvernichtungsmaschine“ Stellung bezogen. http://www.krisis.org/g-valdivia_zeit-ist-geld_krisis19.html)

Die Tendenz zu Verschwendung, Schaden und Unordnung, die dieser Produktionsweise zu Eigen ist, hat sich durch die Informatisierung nur zur Lichtgeschwindigkeit hin beschleunigt. Die Entmaterialisierung von Produktion entfernt den Trägheitsfaktor, der der Hochskalierung von Produktion, dem „Überschwemmen“ des Marktes mit den jeweils eigenen Gütern im Wege gestanden ist. Die schrankenlose Kopierbarkeit und Duplizierbarkeit erfordert eine neue Qualität von aggressiver Vermarktung, der eine brutale Rücksichtslosigkeit gegen alle lebensweltlichen Kontexte zu Eigen ist: „One fits all“ ist die Devise – inklusive seltsamer künstlicher Differenzierungen innerhalb jeder Produktfamilie.

Die Erklärung für die zunehmend surrealen Qualitäten der Dinge, die in unsern Alltag treten: Es ist mit dieser Aufblähung und mit dem unvermeidlich eintretenden Wertverlust der Produkte die Absatzkrise vom temporären Notstand zur Dauerbedingung des Wirtschaftslebens geworden. Und wie die Krise die Moral verdirbt, so verdirbt die Dauerkrise das, was einstmals Gebrauchswert hieß, fundamental. Denn nun ist es geradezu eine Existenzbedingung der erfolgreichen Positionierung eines Produktes am Markt, die Absatzmöglichkeiten des eigenen Produktes dauerhaft gegen die Absatzmöglichkeiten anderer Kapitale zu sichern. „Wir konkurrieren um die Lebenszeit der Menschen“, sagte ein kürzlich gefeuerter Manager von Bertelsmann in Gütersloh und brachte damit die Wahrheit zeitgenössischen Marketings auf den Begriff: Nicht mehr um die Ersparnis von Lebenszeit geht es in der Wirtschaft, sondern um die „Kundenbindung“, die Bindung der Zeit des Verbrauchers an ein Produkt, damit er eben dieses Produkt und nicht Produkte von anderen gebraucht. Die Methoden dafür sind mannigfaltig: Es beginnt

bei Kleinigkeiten, dass selbstverständlich ein Netzteil von Nokia einen anderen Stecker haben muss als das von Sony. Es endet bei der Inszenierung des Produkts als Dauerspektakel, als „Lebenswelt“ und „Community“ für die, die es sich leisten können.

Wirtschaft betreibt just in dem Moment, in dem sie es zuwege gebracht hat, mittels eklatanter und nachhaltiger Steigerung in der Produktivkraft der Arbeit, bei der Mikroelektronik und Automation die wesentliche Rolle spielen, tatsächlich die Möglichkeit ausreichender Versorgung und angenehmer Lebensverhältnisse für alle Menschen zur handgreiflichen Realität zu machen, just in diesem Moment also betreibt sie ihre Verwandlung in ein Lotteriespiel, bei dem es keinen allgemeinen Reichtumszuwachs mehr, sondern nur mehr „Gewinner und Verlierer“ gibt. Dafür ist dann aber kein Aufwand zu teuer.

Geständig wird die Absurdität dieser Veranstaltung spätestens dann, wenn folgende zwei unabhängig voneinander getroffene Aussagen miteinander in Beziehung gesetzt werden. Erstens, so heißt es, würde sich unser Wirtschaftssystem dadurch auszeichnen, dass zunehmend geistige Leistungen die Grundlage des Reichtums bildeten. Daran mag schon etwas Wahres sein: Die Produktivkraft gesellschaftlicher Arbeit hat tatsächlich enorm zugenommen. Zweitens aber, so heißt es, sei es immer wichtiger, diese geistigen Leistungen irgendjemandem auch zurechnen zu können. Sonst würden sie ja nicht erbracht.

Zurechnen heißt aber nicht einfach Feststellung von Urheberschaft, sondern die Möglichkeit, andere am Gebrauch der jeweiligen „geistigen Leistung“ hindern beziehungsweise mittels Lizenzen und Patenten daran partizipieren zu können.

Kann es einen klareren Beweis für den reichthumshemmenden Charakter dieser Produktionsweise geben, als dass sie das, was sie selbst als die Hauptquelle des Reichtums entwickelt und benannt hat, nicht zur allgemein verfügbaren Ressource macht, sondern zum Gegenstand von profitablen und käuflichen Handlungsverboten, ob sie sich nun Lizenz, Patent oder Nutzungsauschluss durch Urheberrecht nennen?

Reichtum jenseits der Warenform

Es mag ja sein, dass die Frage der Eigenarbeit in der Geschichte der kapitalistischen Gesellschaft lange Zeit keine Rolle gespielt hat; es mag sein, dass erst durch die Verwohlfeilerung der Produktion, durch die Miniaturisierung der Produkte, durch die Implementation automatischer Vorgänge,

die Wissen verkörpern, so etwas wie die Wiederaneignung von Elementen der Produktion durch die Konsumenten passiert ist. Tatsache ist, dass dies in zunehmendem Maße passiert: Vom Schwangerschaftstest bis zum Personal Computer ist unser Leben voll mit Produkten, die uns Eigentätigkeit erlauben, die zuvor nicht möglich war. Alvin Toffler hat gezeigt, dass die Strategie, Arbeit aus dem Produktions- bzw. Distributionsprozess auszugliedern und in mehr oder weniger automatisierter Form dem Konsumenten umzuhängen, ein ganz wesentliches Element für die Entscheidung der Frage war, wer in dieser Wirtschaftsweise die „Gewinner“ sind. Und dazu gehören Supermarktketten, Selbstbedienungstankstellen und Baumärkte. Eigenarbeit hat sich aber nicht nur als notwendige Existenzbedingung und mittlerweile unabdingbare und bisweilen lästige Folklore entwickelten kapitalistischen Wirtschaftens einen fixen Platz geschaffen. Sie hat vor allem ihre eigenen Formen der Vergesellschaftung gefunden. Das Netz erlaubt es unabhängigen Prosumenten, sich jederzeit und beliebig zur gemeinsamen Bewältigung geistiger Leistungen zusammenzuschließen. Damit aber bestreiten sie der Wirtschaft ihre letzte übrig gebliebene Existenzbasis; einstweilen nur der Möglichkeit nach.

Kann ein Auto im Internet konzipiert werden? Ist es sinnvoll ausgerechnet ein Auto zu konzipieren? Was aber, wenn keine Autos? Unterscheiden sich Produkte und Produktsysteme, die im Internet erdacht wurden, von den proprietären Zeitdestilliermaschinen, die wir zu erwerben gezwungen sind? Und wer wird sie realisieren?

Wird die folgende Prognose in Erfüllung gehen? – „Realkapitaleinsatz verdrängt nicht durch steigende Produktivität lebendige Arbeit, sondern tritt zu ihr in (latente) Konkurrenz. Er kann nur mit starren Produkten den Realnutzen simulieren, den lebendige Arbeit kombinatorisch erreicht. Es ist in hohem Maße spezifisch für den Weg in die Informationsgesellschaft, dass Arbeit und Kapital nicht mehr Parteien im Anspruch auf die Verteilung des Mehrwerts sind, sie sind zu klassenweisen Konkurrenten auf dem Markt selbst geworden, so wie zwei Typen von Unternehmen. Die Konkurrenz ist eine ausschließende. Kapital sucht effizient eine Basis desorientierter zerrütteter Zielsysteme zu verbreitern und mit toter Arbeit Segmente entmündigten Handelns prophetisch zu versorgen. Lebendige Arbeit könnte sich verfeinernde Bedürfnisse immer effektiver befriedigen.“ (Ulrich Sigor) Um all das könnte es auf der Oekonux-Konferenz gehen.

What's Copyleft?

EINE KURZE POLITÖKONOMISCHE BETRACHTUNG

von Stefan Meretz

Ein juristischer „Hack“ – genannt „Copyleft“ – bringt den Widerspruch auf den Punkt: Reichtum muss nicht Wertform annehmen. Was steckt dahinter?

Copyleft, der Name deutet es schon an, ist eine rechtsförmige Subversion der ursprünglichen Intention des Copyrights bzw. des Urheberrechts – mehr dazu unten. Zunächst sei erklärt, wie Copyright und Urheberrecht „funktionieren“.

Copyright und Urheberrecht dienen dazu, dem Urheber einer „geistigen Schöpfung“ die ausschließlichen Verfügungsrechte über das Werk zu sichern. Während das angloamerikanische Copyright personal vollständig übertragen und also auch gehandelt werden kann, ist das kontinentaleuropäische Urheberrecht „naturalrechtlich“ bestimmt: Es kommt dem Urheber eines Werkes qua Natur des Schöpfungsaktes zu, ohne dass es besonders reklamiert werden muss. Es „klebt“ gewissermaßen an der Person.

Auf dem Verfügungsrecht des Urhebers baut die Möglichkeit auf, die Art der Nutzung des Produkts zu bestimmen: Es kann als *Public Domain* – nicht zu verwechseln mit Copyleft! – der Allgemeinheit zur Verfügung gestellt oder einer kommerziellen Verwertung zugeführt werden. Kurz: Copyright und Urheberrecht sorgen dafür, dass Immaterialgüter knapp bleiben, um ihre Warenform aufrechterhalten zu können. Diese Art der Knappheit ist nicht „stofflich“ bestimmt, sondern einzig rechtsförmig erzeugt. Der Warenfetisch lässt grüßen.

Nun fiel diese besondere Rechtswirkung, etwas knapp zu machen, das reichlich vor-

handen ist, über einige Jahrhunderte nicht sonderlich auf. Der Grund dafür ist die untrennbare stoffliche Verbindung von unknappem Immaterial- und knappem Materialgut, von geistiger Schöpfung und seinem Träger. Der Roman ist verlässlich mit seinem physischen Träger, dem Buch, verbunden. Zwar wurden (und werden) auch immer wieder Raubdrucke hergestellt, doch ist diese Produktion an die Verfügung über teure Produktionsmittel gebunden und erfordert den Einsatz stets neuen (Roh-)Stoffs.

Heute hingegen steht das Universal-Produktionsmittel sui generis, der Computer, auf den meisten Schreibtischen. Die „Produktion“, die Kopie, geschieht auf Mausclick zu marginalen Transaktionskosten. Überhaupt ist, bei Lichte betrachtet, der Computer und sein Universalnetz eine einzigartige riesige Kopiermaschine. Ein einziger Klick auf einen Link zu einer Webseite löst eine Kaskade von Kopieraktionen aus: von der Festplatte des Webservers in den Arbeitsspeicher, zum Router, zum nächsten Router usw., in den Arbeitsspeicher des eigenen PC, in die Grafikkarte, auf den Monitor – mit noch einigen staatlichen Datensammelpuffern mittendrin. Jede dieser Kopien bedroht die Warenform! Alle Anstrengungen von DRM („digital rights management“) bis TCPA („trusted computing platform alliance“) versuchen die Schwachstelle in der Kopierkette – den individuellen PC – unter Kontrolle zu bekommen. Es wird nicht gelingen.

Copyleft nutzt die exklusiven Verfügungsmöglichkeiten und verfügt: Alle sollen über das Gut verfügen und niemand soll ausgeschlossen werden: Die Exklusion wird exklusiv exkludiert (siehe Kästen). Es wahrhaft genialer Hack! Dieser lässt sich immanent nicht aushebeln ohne das Fundament der exklusiven Verfügung in Frage zu stellen. So bleibt der Versuch, das Copyleft über andere Ebenen anzugreifen („Copyleft ist unamerikanisch“). Es schien einfach undenkbar, dass das wohlformierte Warensjekt jemals auf die Idee käme, einfach seine Leistung zu „verschenken“.

Copyleft bedeutet Reichtum zu produzieren, der keine Wertform annehmen muss. Damit wurde ein Türchen zu einer neuen Welt aufgestoßen. In dieser neuen Welt gelten die Regeln der Warengesellschaft nicht mehr. Völlig neue menschliche Beziehun-

gen und neue Formen der gesellschaftlichen Vermittlung lösen die überholten und nur mehr destruktiven Formen ab, was wir heute jedoch erst in Umrissen erahnen können. Doch die Ahnungen und Keimformen einer Produktionsweise jenseits der Warenform sind da und das Copyleft bildet den Schutzraum im Alten, vergleichbar den von Mauern umgebenen Städten im dominanten Feudalismus des späten Mittelalters.

Drei Widersprüche treiben die Entwicklung voran:

- *Allgemeines Wissen vs. Warenform*: Jede Exklusivierung von Wissen behindert die Generierung von neuem Wissen, doch nur wer schneller neues Wissen generiert, überlebt im Konkurrenzkampf. Jede Freigabe von Wissen generiert neues Wissen, das aber nicht mehr knapp ist und sich damit der Warenform entzieht.

- *Selbstentfaltung vs. Selbstverwertung*: Selbstentfaltung unter wertfreien Bedingungen und Selbstverwertung unter warenförmigen Bedingungen sind antagonistische Paradigmen. Produktivkraftentwicklung braucht heute die Selbstentfaltung der Menschen. Mehr Selbstentfaltung geht aber nur bei weniger Selbstverwertung.

- *Reichtum vs. Wertform*: Je erfolgreicher Arbeit zur Abschaffung von Arbeit eingesetzt wird, desto schneller schwindet die Wertschöpfung – und umso größer wird der geschaffene stoffliche Reichtum. Immer weniger kann stofflicher Reichtum Wertform annehmen.

Copyleft wirkt objektiv für die Verallgemeinerung des Wissens, für die Ausweitung, Selbstentfaltung und für die Schaffung stofflichen Reichtums jenseits der Wertform. Dennoch gibt es keine Garantie, dass sich die freien Tendenzen gegen das Empire durchsetzen. Es geschieht nicht, es ist zu tun.

Freie Software und Copyleft

Freie Software (bzw. Open Source Software) ist nicht notwendigerweise Copyleft-Software. Freie Software zeichnet sich durch vier Freiheiten aus:

- die Freiheit der unbegrenzten Nutzung zu jedem Zweck
- die Freiheit des Studiums der Quelltexte
- die Freiheit der Modifikation
- die Freiheit der Weitergabe

Copyleft-Software enthält zusätzlich die Vorgabe, bei Weitergabe die Lizenz unverändert zu lassen. Freie Software, die diese Verpflichtung nicht enthält, ist auch nicht Copyleft-Software. Die bekannteste Copyleft-Lizenz für Software ist die GNU General Public License (GPL). Mehr Informationen: <http://freiesoftware.verdi.de>

So funktioniert Copyleft

Ein Copyleft-Produkt darf jeder Mensch frei nutzen. Will ich es weitergeben, dann muss ich die Regeln der Lizenz, der das Gut untersteht, akzeptieren. In der Lizenz ist verfügt, dass das Gut nicht wieder exklusiviert und die Lizenz bei (auch veränderter) Weitergabe nicht geändert werden darf: Die Eigenschaft der Freiheit vererbt sich damit auf Kopien und abgeleitete Versionen. Mit dem Copyleft habe ich alle Freiheiten – außer der Freiheit, anderen diese Freiheit zu nehmen. Inzwischen gibt es Copyleft-Lizenzen für viele Immaterialgüter.

Der Ernst des Lebens

ARBEIT IM SINKFLUG

von Andreas Exner

Wir leben in einer Zeit des Untergangs. Was sich durchaus ohne schwarzmalende Übertreibung sagen lässt. Untergang kosiger Selbstverständlichkeiten, die wir schon zu ewigen Einrichtungsgegenständen unseres netten kleinen Wohnzimmeruniversums gezählt hatten. Voreilig, wie sich zeigt. Was gestern noch mit uns verwachsen schien wie die eigene Nase, erweist sich heute bereits als sehr vergänglich. Was wir schon zu uns selber rechnen wollten, entpuppt sich letztlich doch als bloßes Accessoir.

Vorher bemerkt

Kaum etwas charakterisiert das Leben in der Gesellschaft der Ware besser als die alles durchdringende Unsicherheit seiner Existenz. Dass die Verwertung und ihre Zwänge in jedem Fall das letzte Wort haben, soviel ist allerdings sicher. Revolution in Permanenz, so lautet die Losung des Kapitals. Kein Stein bleibt auf dem anderen, aber Steine bleiben es allemal.

Zu diesem Leben gehören Brüche wie die Einbrüche zur Konjunktur. Wer nicht im Bankrott enden will, hat sich die Zumutungen ganz einfach zuzumuten. Mag im Umgang mit dem Unumgänglichen sich auch Kreativität beweisen und sich Lebenslust entfalten, die Krise bleibt permanente Gefahr des Waren-Ich. „Das Überspringen des Warenwerts aus dem Warenleib in den Goldleib ist (...) der Salto mortale der Ware“, schreibt Marx. „Misslingt er, so ist zwar nicht die Ware geprellt, wohl aber der Warenbesitzer.“ Der Warenmensch, in vollem Besitze seiner selbst, ein Häuflein Arbeitskraft, das auf zwei Beinen läuft, leidet an der Angst vor seiner eigenen Unverkäuflichkeit. Sich selber hat er ganz, im Übrigen ist er nichts. Was der Firma billig ist, das Überspringen seines Warenmenschentwerts in die Gestalt des Geldes, kann ihm daher nur recht sein. Seine eigenen Maßstäbe von gut und schlecht gelten ihm nur wenig, das Maß des Marktes, Kauf und Verkauf, hingegen alles.

Der Salto mortale der Ware ist im Fall der Ware Arbeitskraft der Todessprung des

Selbst. Das Gefühl des Selbstwerts ist nichts anderes als die Einschätzung des eigenen Warenwerts, Bonitierung der eigenen Person. Sofern ihr bestimmte Regungen von Gefühl und Interesse den Gang zum Markt verweigern, macht die innerpsychische Marketing-Abteilung daraus die Sinnkrise. Der Unternehmensbestand wird als gefährdet wahrgenommen, die Konkurrenzfähigkeit der Ich-AG rutscht in den roten Bereich.

Was an uns widerspenstig ist, seinen eigenen Lauf verfolgen möchte, die Last, die der Besitz unserer selbst uns selber auferlegt, endlich einmal loswerden will, hat sich in letzter Instanz doch immer wieder der Zwangsform des Verkaufs zu fügen; sich jedenfalls um seine Finanzierung zu bekümmern. Die kalte Isolation, in der wir uns als Ware auf zwei Beinen gestellt sehen, macht uns die Suche nach Verbindung und Kontakt zum ständigen Problem des Lebens. Die Nichtigkeit, der wir uns als bloße Warenatome ausgeliefert spüren, zwingt uns, den Schwerpunkt unseres Lebens in der Gleichsetzung mit anderen, die Bestätigung unserer Existenz im Vergleich mit unserer Konkurrenz zu suchen. Das gilt nicht nur materiell, sondern auch emotionell. Wovon wir alle was zu singen haben. Ich selbst nicht ausgenommen.

Aufwuchs

Der anheimelnde Widerschein des österreichischen Wohlstandswunders hatte noch die letzten Winkel meiner Kindheit ausgeleuchtet, in Ternitz, Niederösterreich. Eltern, die trotz aller Schwierigkeiten miteinander und mit ihrem Leben in eine festgefügte Ordnung eingebettet schienen. Lehrer, die meinem Leben Richtung gaben, uns eine schon vorab ausgemachte Zukunft suggerierten. Ein Pfarrer, der in seinen Predigten, nichts ahnend von der immateriellen Gespenstigkeit des Werts, vermeintlichen Materialismus geißelte.

Erste Zweifel kamen im gymnasialen Alter. Das Lebensmittelgeschäft meines Vaters ging Bankrott, als die ersten Supermärkte ihre Feldzüge begannen. Meine Eltern hatten eine Menge Schulden und endlose Streitereien. Das Ternitzer Stahlwerk stieß große Teile der Belegschaft ab. Mein

Opa ging in Frührente, die Gewerkschaft prellte ihn um seine Betriebspension.

Es spielte gerade die achtziger Jahre. Während wir in Geografie noch Keynesianismus lernten und die Krise der Verstaatlichten bestaunten, drängte sich uns die ängstlich stimmende Notwendigkeit auf, für unsere Arbeit vorzusorgen. Nur un deutlich und begriffslos erahnten wir, dass etwas im Begriff war, zu Ende zu gehen: Sozialpartnerschaft, Kreisky-SPÖ, Vollbeschäftigung.

Von nun ab sei es Flexibilität, dessen wir bedürftigen, mehr als alles anderen, kam uns zu Ohren. Die Zukunft werde unsicher. Die Kenntnis von Latein bringe uns großen Nutzen in der Wirtschaft. Studien besagten dies. Das flexible Denken werde dadurch gefördert, ungeahnt. Und erst die Kreativität! Das vernetzte Denken wiederum sah unser Biologielehrer gefördert durch seinen Unterricht. Es war die Zeit der Ökosysteme und der Nahrungspyramiden, der Gifte im Essen und der vielen kleinen Dinge, die wir alle dagegen tun konnten.

Wichtiger war es meiner Freundesrunde allerdings, uns gegen die unsägliche Popkultur der Zeit zu schützen: mit Jimi Hendrix und Jim Morrison, Janis Joplin und Jack Kerouac. Aldous Huxley und Erich Fromm lieferten uns die Bestätigung, dass etwas falsch lief; und das wahre Leben derweil woanders auf uns wartete. Am liebsten hätten wir uns in das Jahr 1969 zurückversetzen lassen, am besten nach Woodstock.

Eintritt

Ich erinnere noch das beklemmende Gefühl, das mich beschlich, als wir in der Maturaklasse der Reihe nach einem Berufsberater vorstellig wurden. Eine meiner größten Ängste damals drehte sich darum, einmal unter der Brücke schlafen zu müssen. Auf die Frage, was ich in meinem Leben denn so machen wollte, beruflich selbstverständlich, wollte mir nichts Rechtes einfallen. Hatte mich nicht die Biologie interessiert, als Kind? Vielleicht wäre damit etwas anzufangen? Schließlich war die Gesellschaft augenfällig schlecht, die Ökologie hingegen augenscheinlich gut. Zur Not konnte man damit Lehrer werden. Meine Mutter war das auch.

Froh, den gefürchteten Eintritt in den Arbeitsmarkt vorerst bis auf Gelegenheitsjobs hintanhalten zu können, ergriff ich die Chance, die mir die Universität bot: Schutz vor dem Ernst des Lebens.

Das Biologiestudium war eine einzige Sinnkrise. Immerhin behütete es mich vor dem Arbeitsleben, das ich mir wie einen ungeheuren Moloch vorstellte, eine sinnlose Anstrengung, der ich unmöglich gewachsen sein konnte und der meine Zeit opfern zu wollen mir nicht einfiel. Das Studium hielt mir den Rücken frei, um Boden unter meinen Füßen zu gewinnen. Und den gewann ich, indem ich nach Abschluss meiner Diplomarbeit am Finanztropf eines Forschungsprojekts zu hängen kam.

Akademische Versenkung

Mein Leben als Vegetationsökologe folgte ein wenig dem Wechsel der Jahreszeiten: Im Sommer gab es Exkursionen und ökologische Gelegenheitsgutachten. Das übrige Jahr war von der Anstrengung gekennzeichnet, auf einem Nebenschauplatz der westlichen Naturwissenschaft ein Quäntchen Ruhm und Ehre zu ergattern. Der Drang, mich in die Datenlage zu vertiefen, hielt mich in Atem. Nächtelang befüllte ich meine Datenbank. Tagelang wanderte mein Blick über Tabellen. Ich sammelte alle verfügbare Literatur, die ich, wenn im Inland nicht erhältlich, im Ausland bestellte. Stapelweise kopierte ich Artikel, füllte Ordner um Ordner, Regal um Regal. Weit über das vertraglich vereinbarte Ausmaß hinaus durchkämmte ich die Datenlandschaft, unermüdlich auf der Suche nach Mustern und Gesetzmäßigkeiten, durchstreifte Mitteleuropa und den Balkan, die Pyrenäen und Skandinavien auf den Pfaden wissenschaftlicher Berichte, ordnete, was ungeordnet schien, benannte, beschrieb, erklärte.

Mit den Ergebnissen kam deren Publikation, kamen Vorträge und Konferenzen. Durch die Vorstellung beflügelt, dieses Leben mit freier Einteilung der Arbeitszeit, mit der in weiten Grenzen selbstbestimmten Tätigkeit, an einem Ort mit anregendem sozialen Leben und jovialem Umgangston könnte immer so weitergehen – wenn nicht genau so, so doch in etwa ähnlich – bekam mein erster Besuch einer Großkonferenz die Bedeutung einer Initiation in eine fremdartige Gilde. In diesem sozialen Mikrokosmos zeigte sich das wirkliche Leben wie Risse in einem Spiegel. Posterpräsentationen aus ärmeren Weltgegenden waren meist von weitem an ihrer schlechten Materialqualität zu erkennen. In der Pause lernte ich eine russische For-

schlerin kennen, die allen ungefragt ihre Publikationen unter die Nase hielt. Sie war eine der Wenigen aus Russland, die überhaupt ausreisen konnten, und kämpfte um ihr Überleben; mit dem, was eine gute Lecture im Ausland einbrachte, konnten sie und ihr Mann ein Jahr lang auskommen. Das ungeschriebene Gesetz des Marktes zwingt sie zum Verkauf, so dachte ich damals; einige früher, andere später, so sehe ich heute.

Das magere Gehalt des Fonds, aus dem wir bezahlt wurden, glich seit vielen Jahren nicht mehr die Inflation aus. Durch einen Zeitungsbericht erfuhr ich von einer Interessensgemeinschaft der prekär Beschäftigten im akademischen Bereich. Schätzungsweise 60 Prozent von Lehre und Forschung werden von Menschen mit befristeter Anstellung, niedrigem Gehalt, ohne Karrierechancen und Prestige geleistet, stand da zu lesen. Auch bei uns bestand die Belegschaft aus einem kleinen Kern von Professoren, Assistenten und Dozenten und einem breiten Rand von Drittmittelgestellten und Gelegenheitsforscherinnen. Doch jeder Schritt in Richtung einer Organisation mit anderen aus der universitären Peripherie schien mir sehr weit weg. Die Möglichkeit einer Einflussnahme war kaum gegeben, der eigene Verbleib im Uni-land doch immer nur eine Frage der Zeit, für den eine solidarische Anstrengung aufzubringen sich kaum lohnte.

Nach Projektende brach der Zivildienst über mich herein. Es kostete mich einiges an Geld, mir nicht das Militär leisten zu müssen. Gleich zu Beginn aberkannte mir der Staat durch eine Gesetzesänderung die Berechtigung, nach Ablauf des Zivildienstes Arbeitslosengeld zu beziehen. Immerhin war die Sache selbst, die Betreuung geistig behinderter Menschen, äußerst fruchtbringend. Ich spürte den starken Wunsch, etwas von mir zu geben, den Betreuten wie den Betreuungsteams. Selten hatte ich mich so motiviert gefühlt, mich einzusetzen.

Danach gab es wieder ein Forschungsprojekt. Die Zeiten wurden schlechter, sie trieben uns der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in die Arme. Nur mit Tricks konnte mich mein Mitarbeiter – zugleich wissenschaftlicher Leiter, informeller Projektmanager und Sekretär – vor der Schrumpfung meines früheren, schon eher dürftigen Gehalts retten. Im Verein, wo ich meinen Zivildienst abgeleistet hatte, machte ich weiter Nachtdienste; bis zu sechs Mal im Monat.

Die Akademie zahlte ihre Projekte nicht nur schleißig, sie war auch alles andere als interessiert an ihnen. Insgesamt auf drei

Jahre angelegt musste jedes Projektjahr einzeln bewilligt werden, wohl um den Geldhahn bei Bedarf rasch zudrehen zu können. Die Projektangestellten erhielten nach jeder Vertragsverlängerung monatelang kein Gehalt, es musste durch Vorschüsse von anderen Projekten der Abteilung gedeckt werden. Zur Weihnachtszeit gab es kein Geld mehr für Druckerpatronen und Papier. Ein Assistent streckte die nötigen Mittel vor. Ich dachte an ukrainische Universitäten, in denen die wenigen Verbliebenen, entweder verrückt oder aus begütertem Hause, im Winter froren.

Der Gang auf den Markt

Die Uni ist im Sinkflug. Als institutioneller Wurmfortsatz des Humanismus hat sie keine Zukunft. Derweil nimmt unser Institut alle Hürden neoliberaler Modernisierung, wie ein Musterschüler seine Hausaufgaben macht: Es lässt sich von internationalen Experten evaluieren, drängt auf eine rege Publikationstätigkeit, wofür bis dato ja der Belegschaftsrand existierte, lässt Diplomarbeitpräsentationen plötzlich auf Englisch abhalten und organisiert langweilige „Wissenschaftstage“ für die Öffentlichkeit. Es wird nichts nützen. Alles, was nicht der Sicherung der Profitproduktion dient, wenn nicht schon für diese selbst in Beschlag zu nehmen ist, wird nun ohne mit der Wimper zu zucken kaltgemacht werden. Über Forschungsgelder, die bis vor kurzem noch der ökologischen Wissenschaft zugute kamen, entscheiden seit neuestem Gremien, in denen Akademiker sitzen, die es in der Wirtschaft zu etwas gebracht haben. Die Kollegen auf meiner Abteilung stellen Antrag um Antrag, aber die Fördertöpfe sind leer. Viele Lehrveranstaltungen können mangels Finanzierung nicht mehr gehalten werden. Ganze Finanzflüsse verlagern ihr Bett.

Ich spreche mit Leuten, die von der Uni losgekommen sind. Eine alte Studienfreundin hat nach ein paar Jahren schon wieder genug davon. Sie arbeitet als outgesourcte Billighacklerin für NGOs der Marke WWF bis hin zu staatlichen Einrichtungen und der Stadtverwaltung, erstellt Bildungsmaterial, hält Seminare, koordiniert Projekte. Sie tut viel und bekommt wenig. Sie macht sich Sorgen um ihre Pension, die Selbstversicherung kann sie sich kaum leisten. Um Kosten zu sparen, hatte sie ihren Internet Account auf der Wirtschaftsuni, bis vor Einführung der Studiengebühren. Jetzt sucht sie einen Job, aber das ist schwierig, auch für eine hervorragende Publizistin mit „Selbst-

verantwortung“ und „Flexibilität“. Eine Bekannte erzählt mir von ihrer Arbeit als ökologische Gutachterin für öffentliche Stellen. Ihre kleine Tochter schleppt sie auf Geschäftsmeetings mit. Sie verdient wenig. Sie schildert den hündischen Aufwand, den sie treiben muss, um in der Szene zu bleiben. Die Angst vor der Konkurrenz schlägt sich in ihrer Kalkulation nieder, ihr Arbeitstag hat keine Grenze. Was für ein Glück es doch ist, Unternehmerin zu sein! Eine meiner Verwandten arbeitet an der Uni. In ihrem Forschungsbereich werden gerade Abteilungen zusammengelegt, um Personal zu sparen. Sie zittert um ihren Job, denn das Ablaufdatum ihrer Verwertbarkeit ist bereits überschritten. Ein rühriger Assistent aus meinem Institut will die mikrobiologische Erforschung mitteleuropäischer Waldböden damit gerechtfertigt wissen, dass die österreichische Wissenschaft doch entscheidend sei für „unseren Erfolg im Standortwettbewerb“...

Auf meiner Abteilung setzt nun ein guter Teil der randlichen Belegschaft alles auf die Karte der „Selbstverantwortung“. Nachdem die Fördergelder ausbleiben, hat man ein Unternehmenskonzept entwi-

ckelt: weiterforschen wie bisher, als private Firma allerdings. Die neoliberale Ideologie der Selbstunternehmung erscheint wie eine Fata Morgana in der Wüste. Völlig ausgeschlossen ist es ja nicht, eine enge Nische zu besetzen, eine kleine monetäre Oase zu entdecken. Sind doch ganze Forschungsabteilungen von Einsparung und Personalabbau betroffen, die nun vermehrt auf outgesourcete und prekarierte Diskont-Scientists zurückgreifen könnten. Zudem zeigen die potentesten Förderstellen, die Forschungsprogramme der EU, eine gewisse institutionelle Trägheit. Wo in Österreich schon längst nichts mehr geht, geht dort noch ein bisschen was; solange man es auf sich nimmt, seine Lebensenergie ohne finanziellen Rückhalt der Projektkeilerei, jener schattigen Seite moderner Wissenschaft, zu widmen.

Ausblick

Für mich hat der Arbeitsmarkt nur wenig zu bieten. Was allerdings auf Gegenseitigkeit beruht. Ich denke an Paul Feyerabends Diktum, wonach ein Mensch immer das Möglichste tun sollte, den Schwerpunkt seines

Lebens außerhalb der Arbeit zu finden; vorausgesetzt, dass er noch eine Arbeit hat.

Das NGO-Business wäre einigermaßen interessant, trotz eher schlechter Bezahlung und einer Menge Stress, liegt aber gerade deshalb am besten ausgewiesenen Realitätsblinden oder Korruptierten, die es fertig bringen, noch ihrer banalsten Kampagne einen emanzipatorischen Überschuss, zumindest aber einen Aufstieg in der sozialen Hierarchie herauszupressen. So überhaupt ein Job vakant wird. Faktum bleibt, mir mein Geld verdienen, mich also dafür verdienen zu müssen. Ein Bruch ist angesagt – was allerdings von vornherein nicht gegen ihn sprechen muss.

Diese Gesellschaft ist in Auflösung begriffen. Die fiebrige Unruhe und Verwirrung, mit der sie uns konfrontiert, schlägt sich bei mir negativ zu Buche. Jenseits meines persönlichen Geschicks oder Ungeschicks bei der Bewältigung dieser Unbill aber muss ich daran denken, dass unser Zusammenleben doch etwas entschieden anderes sein könnte als das, was es ist: für die meisten eine alltägliche Naturkatastrophe, eine Naturgewalt, vor der es kein Entkommen gibt.

Oekonux-Konferenz

Institut für Philosophie der Uni Wien

Reichtum durch Copyleft Kreativität im digitalen Zeitalter

GNU/Linux ...

Freie Software ist ein dem nur in Arbeit und Geld denkenden Menschen unverständliches Phänomen. Da schaffen tausende Freiwillige hochkomplexe Software - und die Allermeisten bekommen dafür keine Geld. Dennoch haben die Entwickler/innen etwas davon: Sie gehen darin auf, es entspricht ihrer Persönlichkeit, genau das zu tun - kurz: Es ist ihr Leben.

... und Oekonomie

Zu dieser Möglichkeit der individuellen und kollektiven Selbstentfaltung tritt die globale Vernetzung und Selbstorganisation hinzu, die durch die Computer-Technik ermöglicht wird. Auf Grundlage der neuen Technologie „Internet“ bildet sich in der Freien Software keimförmig eine neue Art, Notwendiges zu produzieren. Und die neuen Möglichkeiten werden kreativ genutzt, um zwanglos neue soziale Formen zu erproben.

Oekonux = Oekonomie & GNU/Linux

Das Projekt Oekonux untersucht die ökonomischen, politischen und sozialen Formen Freier Software. Ähnlich wie bei der Freien

Software finden sich im Oekonux-Projekt unterschiedliche Menschen aus unterschiedlichen Gründen und mit unterschiedlichen Ideen zusammen, um gemeinsam etwas Neues zu schaffen. Eine Frage interessiert dabei viele: Können die Prinzipien der Entwicklung Freier Software als Grundlage für eine neue, eine Freie Gesellschaft dienen?

Wir laden alle technikbegeisterten und -kritischen, enthusiastischen und ernüchterten, utopisch-suchenden und realistisch-fragenden Menschen – alle, die eine an den Interessen aller orientierte Ökonomie jenseits der Logik von Arbeit und Geld wollen – **zur dritten Oekonux-Konferenz nach Wien ein.**

Fragend gehen wir voran

Wir hoffen und erwarten, dass sich kritische Stimmen und der Enthusiasmus der Hacker in offener Atmosphäre kreativ bündeln. Wir hoffen und erwarten, dass das Spektrum der von in- und ausländischen Gästen eingebrachten Beiträge zu neuen Erkenntnissen führt. Wir hoffen und erwarten, dass die dritte Oekonux-Konferenz in Wien ein ähnliches großartiges Erlebnis wird wie die erste in Dortmund und die zweite in Berlin!

20.-23. Mai 2004 · Universität Wien

Institut für Philosophie · Universitätsstr. 7

Projekt Oekonux e.V. unterstützt von: Österreichischer Genossenschaftsverband, Heinrich-Böll-Stiftung & Rosa-Luxemburg-Stiftung www.oekonux-konferenz.de

Die Simulation der Simulation*

EIN AUGENZEUGENBERICHT VON DER PRIVATISIERUNG DER ARBEITSLOSENVERWALTUNG

von Achim Bellgart

Die Hartz-„Reformen“ zielen bekanntlich darauf ab, die Kosten zu senken, die das allmähliche Verschwinden der Arbeit verursacht. Dazu gehört der Rauschmiss der Langzeitarbeitslosen aus der Arbeitslosenhilfe. Aber es kann auch noch zusätzlich gespart werden, denkt sich das Arbeitsamt. Und weil dessen Bürokraten sich inzwischen als Manager fühlen, haben sie schon was von kostensenkendem Outsourcing gehört. Gedacht, getan. Diejenigen, die gar nicht mehr zu vermitteln sind, sollen nicht mehr mit ihrer massenhaften Anwesenheit in den neuen Kundencentern der Bundesanstalt stören.

In Bremen muss seit Anfang 2003 ein Teil der Langzeitarbeitslosen die regelmäßige Meldung (früher hieß das Stempeln gehen) bei einem Unternehmen absolvieren. Die Simulationsmaschine Arbeitsamt wird von outgesourcten Dienstleistern nochmals simuliert. Die Vorladung der Firma verheißt neben der obligatorischen Drohung des Geldentzugs im Falle des Nicht-Erscheinens eine Informationsveranstaltung zum Thema Jobrecherche. Der Seminarraum des Mini-Unternehmens, das Coaching (wohl eher Ich-AG-Beratung) und Jobvermittlung betreibt, füllt sich nur zögerlich. Schließlich ist ungefähr die Hälfte der Vorgeladenen da, alle mit den Anfangsbuchstaben A und B. Alle mit den Buchstaben W bis Z fehlen. Das ist kein Wunder, bemerkt eine Frau, die ihrer zweiten Vorladung gefolgt ist, die erste kam zwei Tage nach der Veranstaltung an. Das betretene Schweigen des „Coachs“, Herrn P., nutzt ein kostenbewusster Arbeitsloser zu der Frage, ob dieses Procedere nicht viel teurer käme als das alte. Falsch, ist die Antwort, schon bei einer wegen Nichterscheinen verhängten Sperrfrist seien die Kosten der Veranstaltung drin, erfahrungsgemäß seien es mehr als eine.

Obwohl darauf hingewiesen wird, dass der nun folgende Informationsteil freiwillig ist, geht niemand. Das sollte sich für viele der Anwesenden als Enttäuschung herausstellen, für die anderen nicht, die haben sich glänzend amüsiert.

Zunächst dominiert Langeweile, zu oft haben die Teilnehmer die abgestandenen Tipps, wo Arbeitsplätze angeboten werden, gehört, zu sicher wissen sie, dass für sie nichts

dabei ist. Auch das eingestreute Angebot, wer Herrn P. anmaile, bekomme eine Link-Liste mit 200 (in Worten: zweihundert) Arbeitsplatz-Börsen im Internet zugeschickt, vermag niemanden vom Hocker zu reißen. Komischerweise wollten bisher erst drei Leute die Liste haben, mault der „Coach“.

„Ausgetretene Pfade verlassen!“ – Die Ankündigung des neuen Kapitels mit Hilfe einer vermeintlich professionellen Power-Point-Präsentation reißt einige aus dem Dösen. Hier hat sich Herr P. einen besonderen Leckerbissen ausgedacht: Aus zuverlässigen Quellen weiß er, dass Arbeitsplätze, die wegen lang andauernder Krankheit oder gar wegen eines Todesfalles verwaist sind, aus Pietät nicht gleich öffentlich ausgeschrieben werden. Während im Falle der Krankheit nur die besonders Pfiffigen den zum Erfolg nötigen Riecher entwickeln, werden im anderen Falle, dank der Todesanzeigen von Belegschaften, die Informationen frei Haus geliefert. Wieder keine Begeisterung, nur die Nachfrage, ob das Arbeitsamt im Falle des Auffliegens einer sich aufdrängenden nicht völlig gewaltfreien Arbeitsbeschaffungsmaßnahme Rechtsbeistand gewähre.

Da der Elan der Anwesenden nicht zu weiteren Fragen reicht, ist die Präsentation viel schneller vorbei als die veranschlagten eineinhalb Stunden. Da Herr P. flexibel ist, folgen Informationen über Neuerungen im Sozialrecht, z.B. die Verschärfungen der Zumutbarkeits-Regelungen. Die sind manchmal unzumutbar, ereifert sich der Impresario und erzählt die wahre Geschichte einer Frau aus Ostfriesland, die einen Arbeitsplatz an der Unterweser angeboten bekam. Da die Nahverkehrsverhältnisse dort sehr schlecht sind, hätte sie zwar die 70 Kilometer nach Hause am Feierabend schon bis 21 Uhr geschafft, hätte aber schon um 19 Uhr für den Arbeitsbeginn am nächsten Morgen aufbrechen müssen. Da hätte er wie ein Löwe für diese Frau gekämpft („Das habe ich gelernt, als ich noch bei der Gewerkschaft gearbeitet habe.“), mit dem Ergebnis, dass das Arbeitsamt der Frau einen Führerschein finanziert hätte. Für das Auto gingen dann zwar ihre Ersparnisse drauf, aber sie hätte einen Arbeitsplatz gehabt und – Kunstpause – hätte an eben demselben ihren Lebenspartner kennen gelernt. Erst hatte sie

nichts, danach Führerschein, Arbeitsplatz und Mann, alles dem Arbeitsamt und der famosen Vermittlungs-Firma zu verdanken.

Ob dieser Verarschung wird die Stimmung im Raum gereizter. Anlass für Herrn P., Mitleid zu erheischen. So hätten die Neuregelungen zur Umschulung zwar zu schmerzhaften Einschnitten in die Fortbildungsmöglichkeiten für Arbeitslose geführt. Darüber solle aber keinesfalls vergessen werden, dass diese Kürzungen allein in Bremen 300 Lehrkräfte im Weiterbildungsbereich arbeitslos gemacht hätte; bei rund 40.000 Arbeitslosen im Lande Bremen mache das immerhin fast ein Prozent Zuwachs aus. Jetzt ist die Geduld und die Humorfähigkeit der Anwesenden doch arg strapaziert, das Fußscharren wird intensiver. Der Unmut der Arbeitslosen bricht sich Bahn, die Bemerkungen bewegen sich zwischen „Alles Käse“ und „Die da oben machen sowieso, was sie wollen“. Schließlich wird die naheliegende Erkenntnis ausgesprochen, dass das alles keinen einzigen Arbeitsplatz bringe. Ein Blick zur Uhr lässt Herrn P. kühn werden: „Doch, meinen!“ Die Veranstaltung ist beendet.

Die Wirkung eines solchen absurden Theaters auf die Betroffenen in Hinblick auf eine mögliche Gegenwehr dürfte eher gering ausfallen. Beim Rausgehen wurde sich ausgiebig empört über die Veranstaltung und wie mit einem überhaupt umgegangen werde. Dass sich in dieser Absurdität die Krise der Arbeitsgesellschaft ausdrückt und weniger die Krise der Arbeitsverwaltung, schien wenig zu interessieren. Schließlich müsse man ja von was leben. Also weiter nach einem Platz in der Maschinerie suchen, wenn schon nicht oben, wie von vielen mal erhofft, dann wenigstens irgendwo. Und wie dieses Suchen aussieht, machte einer vor dem Auseinandergehen ganz reformkonform deutlich: „Alles muss man selber machen.“

Beim Casting für die Billig-Jobs beim neuesten Bremer Pleite-Projekt Space Park, einer Event-Schmiere zum Thema Raumfahrt, drängelten sich Tausende.

* Vorabdruck aus „Dead Men Working – Gebrauchsanweisung zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs“, hg. von Ernst Lohoff u. a.

Der Nächste bitte...*

BEMERKUNGEN ZUR AKTUELLEN DURCHKAPITALISIERUNG DES LEBENS AM BEISPIEL DER KRANKENHÄUSER

von Lothar Galow-Bergemann

Der nachfolgende Text ist aus der Praxis des Autors als Gewerkschafter und Personalrat in einem Großklinikum entstanden. Er hat einen Beitrag zur innergewerkschaftlichen Debatte um die Positionierung zu den gegenwärtigen tief greifenden Veränderungen in der Krankenhauslandschaft der BRD zur Grundlage.¹

Was fällt jemandem ein, der zwar die Folgen seines Tuns kommen sieht (oder doch wenigstens einige davon), aber trotzdem felsenfest davon überzeugt ist, dass er „eigentlich“ das Richtige tut? Er kennt nur eine einzige Herausforderung: das Richtige muss auch richtig „gemacht“ werden. Alles erscheint nur noch als eine Frage des „Handlings“. Schon immer hatten die Sachwalter des entfesselten Marktes ein vermeintliches Zaubermittel parat, wenn sie mit den Problemen, die ihnen ihr Libidoobjekt beschert hatte, nicht mehr weiter wussten. Sein Name: Management.

Verräterisch die Herkunft des Wortes, bedeutet doch lateinisch manus agere nichts anderes als „Hände führen“. Die Leute müssen nur an der Hand genommen und richtig geführt werden, damit alles im Griff und unter Kontrolle bleibt. Eigentlich, so das zugrunde liegende Credo, würde alles zum Besten laufen, würde sich menschliches Verhalten nur möglichst naht- und bruchlos den als naturgesetzlich vorausgesetzten Erfordernissen der Kapitalverwertung anpassen.

Allein – die störende Realität war doch stets irgendwie peinlich und schmerzhaft. Die fortschreitende Minimierung menschlicher Inkompatibilitäten mit den Notwendigkeiten des Marktes blieb folglich ständige Aufgabe im Prozess der Durchkapitalisierung des Lebens. In Zeiten der Ich-

AGs haben sich die Marktsubjekte zunehmend selber zu managen. Wie führen sich die Leute selber an der Hand oder besser – an der Nase herum? Diese geniale Fragestellung markiert die Geburtsstunde einer höheren Form des manus agere: Das Qualitätsmanagement erblickte das Licht der Welt.

Der Ozean der Ellenbogenkonkurrenz verträgt keine Inseln der Menschlichkeit

Aufgrund neu geschaffener gesetzlicher Regelungen hält diese Missgeburt nun auch in den Krankenhäusern der BRD flächendeckend Einzug. Krankenhäuser sind verpflichtet, „einrichtungsintern ein Qualitätsmanagement einzuführen und weiterzuentwickeln.“² Häusern, die sich dem verweigern, drohen Abschläge bei den mit den Krankenkassen auszuhandelnden Budgetfestsetzungen.

Was verbirgt sich nun hinter diesem Begriff, der doch für nicht wenige Ohren erst einmal „gar nicht so schlecht“ klingt? Zunächst tritt Qualitätsmanagement den Beschäftigten nämlich recht demokratisch gegenüber, und das weckt noch allemal Sympathien. „Bitteschön, arbeiten wir gemeinsam an der Verbesserung unserer Leistungen – zum Wohle der Patienten und zur Steigerung unserer Arbeitszufriedenheit. Und das alles völlig hierarchiefrei und offen, von der Putzfrau bis zum Chefarzt, alle dürfen mitreden.“ Dass es in den Kliniken so manches zu verbessern gäbe, weiß aus eigener Erfahrung nicht nur die eine oder andere Patientin, besonders die dort Beschäftigten zweifeln daran keineswegs. An sachlich fundierten Verbesserungsvorschlägen aus Mitarbeiterkreisen mangelt es denn auch in keinem Krankenhaus. Die Crux ist nur, dass eine Verbesserung der Qualität von Patientenbetreuung in der Hauptsache auch eine bessere personelle Ausstattung erfordern würde. Dies aber würde die Ausgaben erheblich steigern, denn noch immer entfallen, sehr zum Leidwesen aller Rationalisierer, zirka 70 Prozent eines Klinikbudgets auf Personalkosten. Erklärtermaßen sind aber gerade Kostensenkungen der Sinn der ganzen Veranstaltung. Illusionen sind folglich fehl am Platz.

Es ist kein Zufall, dass Qualitätsmanagement im Krankenhaus gerade heute forciert wird. Dabei handelt es sich in gewisser Weise um die propagandistische Begleitmusik zum Programm der Durchkapitalisierung, das in den Kliniken aktuell vor allem mit Hilfe der Einführung so genannter Fallpauschalen durchgesetzt wird. Näheres dazu unten. Diese Durchkapitalisierung stößt in den Spitälern allerdings auf nicht geringe Widerstände. Denn dort hat sich bis heute – sowohl historisch als auch im fordistischen Sozialstaatskompromiss der Nachkriegsjahrzehnte begründet – so etwas wie „verwertungsfreie Zonen“ am Leben erhalten. Alles andere als marktkonform ist beispielsweise der Grundsatz, dass ein schwer verletzter Neuzugang vorrangig zu behandeln sei und sich jede Frage danach kategorisch verbiete, ob es sich hierbei um ein mehr oder weniger „nützliches“ Mitglied der Arbeitsgesellschaft handelt. Es wird vermutlich noch ein wenig dauern, bis in den Zentren kapitalistischer Verwertung ein solcher Grad der Barbarisierung erreicht ist, dass auch dieser Grundsatz auf dem Müllhaufen so genannter „Standort gefährdender Sozialromantik“ landet. Auf anderen Gebieten sind wir da schon weiter. Wie nicht nur das Beispiel des Herren Mißfelder von der Jungen Union zeigt, der „85-Jährigen keine teuren Hüftgelenke mehr einbauen“ will, rechnen sich hoffnungsfrohe Nachwuchskrisenverwalter mit mutigen Tabubrüchen dieser Art mittlerweile bereits Karrierechancen aus – und zwar ganz und gar nicht unberechtigt.

Die ökonomisch-politischen Rahmenbedingungen in der Krankenhauslandschaft wandeln sich seit geraumer Zeit. Wir haben es mit der Orientierung auf die fast vollständige Unterwerfung auch dieses Bereiches der Gesellschaft unter die Gesetzmäßigkeiten des freien Marktes zu tun. Die Studie einer Managementberatungsfirma aus dem Jahre 1999 beschreibt (wohl leider nicht unrealistisch) in einem fingierten Rückblick aus dem Jahr 2015 die Entwicklung der vor uns liegenden nächsten Jahre wie folgt:

„Die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen machten bereits Anfang des neuen Jahrhunderts die Finanzierung des deutschen Gesundheitssystems in den beste-

* Vorabdruck aus „Dead Men Working – Gebrauchsanweisung zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs“, hg. von Ernst Lohoff, Norbert Trenkle, Karl-Heinz Lewed, Maria Wölflingseder, das im Juni 2004 im Unrast Verlag erscheint.

henden Strukturen unmöglich. Es kam zu einer Liberalisierung des Gesundheitswesens. Der Staat zog sich mehr und mehr zurück und sorgte für eine steuerfinanzierte Grundversorgung. Die Bevölkerungsschichten, die nicht in der Lage waren, für ihre eigene Krankenversicherung zu sorgen, wurden mit dieser Grundversorgung abgesichert.

Die Krankenversicherungen managen effizient den Einkaufsbereich, die Kosten und Leistungen der stationären Einrichtungen sind transparent, die gesetzlichen Krankenversicherungen wie es sie noch am Ende des letzten Jahrhunderts gegeben hat, bestehen in dieser Form nicht mehr.

Der Versicherungsnehmer entscheidet (über den Beitrag), welche Gesundheitsrisiken abgedeckt werden. Die Krankenversicherungen treten gegeneinander im Wettbewerb an.

Ausgelöst durch den zunehmend freien Wettbewerb und das Einkaufsmanagement der Krankenversicherungen ist der Kampf um den ‚Kunden‘ Patient entbrannt. Investitionen in Gebäude, Infrastruktur und Ausstattung wurden für wesentliche Teile der öffentlich-rechtlichen stationären Einrichtungen notwendig, um mit den freigemeinnützigen und privaten Mitbewerbern konkurrieren zu können. Dort, wo das nicht möglich war, sind die Häuser inzwischen vom Markt verschwunden oder von anderen privaten oder freigemeinnützigen Gruppen übernommen worden.³

Nach Einschätzung des „Gesundheitsexperten“ von Rot-Grün, K. W. Lauterbach, wird als Folge der gegenwärtigen Weichenstellungen in der Gesundheitspolitik ein großes Krankenhaussterben einsetzen. Von 2.242 Krankenhäusern seien 1.410 „überflüssig“ und von den gegenwärtig 559.651 Klinikbetten in der BRD sollen 231.651 von der „unsichtbaren Hand des Marktes“ hinweggezaubert werden.⁴ Dies alles bei steigenden Patientenzahlen. Des Rätsels Lösung liegt in der anvisierten radikalen Verkürzung der Verweildauer, also der Anzahl Tage, die ein Patient in der Klinik verbringt. Derzeit arbeiten noch ca. eine Million Menschen in diesem Bereich, es ist absehbar, was diese Entwicklung für die Arbeitsplätze bedeuten wird. „Die Präsidentin des Deutschen Pflegerates, Marie-Luise Müller, befürchtet, dass in den nächsten Jahren rund 100.000 Pflegekräfte arbeitslos werden könnten, wenn die Verweildauer in den Krankenhäusern um 50 Prozent sinken sollte... Für die Pflege besteht das Problem darin, dass sie in diesem System nur als Kostenfaktor bei der Berechnung von Kostengewichten auftaucht.“⁵ Es würde im Übrigen nicht überraschen, sollte

eben jener Lauterbach für seine unsterblichen Verdienste um die Ökonomisierung des Gesundheitswesens demnächst mit einer Stelle in dem auf Bundesebene neu entstehenden „Institut für Qualität und Wirtschaftlichkeit“ in der Medizin belohnt werden. Durchkapitalisierung und Qualitätsmanagement sind nun einmal siamesische Zwillinge.

Dammbruch, dein Name sei Fallpauschale

Einen starken Schub erhält die ganze Entwicklung derzeit mit der völligen Umstellung der Krankenhausfinanzierung. Weg vom Bedarfsdeckungsprinzip hin zum fallpauschalierten Vergütungssystem nach DRG („Diagnosis Related Groups“, von Klinikbeschäftigten auch mit „Durchschleusen, Rausschmeißen, Gewinnmachen“ übersetzt). Erhielten die Kliniken bisher für jeden Behandlungstag eines Patienten einen bestimmten Betrag, so gibt es künftig nur noch eine festgelegte Pauschale pro Fall. Das System befindet sich derzeit in der Einführungsphase, mit Jahresbeginn 2007 soll es vollständig durchgesetzt und wirksam sein.

Damit ist der Durchkapitalisierung eines weiteren großen Lebensbereiches, der Krankenversorgung, Tür und Tor geöffnet. Denn von nun an herrscht auch dort gnadenloser Wettbewerb: Sieger im Konkurrenzkampf der Kliniken um Marktpositionen wird sein, wer möglichst viele Patienten möglichst schnell durchschleust, wer den Krankenkassen zwar möglichst viele Diagnosen seiner Patienten präsentiert, es nichtsdestotrotz aber am besten versteht, die meisten „attraktiven Fälle“ in möglichst geringer Zeit mit möglichst wenig Personalkosten durchzuziehen und sich um „unattraktive“ Patienten zu drücken. Attraktiv ist dabei der junge, gesunde, privat versicherte Kurzlieger, der eben mal schnell und bei Unterschreitung der durchschnittlich üblichen Zeit seinen Blinddarm sanieren lässt, unattraktiv der ältere, multimorbide, lang liegende Kassenpatient, womöglich mit Diabetes, Herzproblemen und mangelnder häuslicher Versorgung.

Die zu erwartende radikale Senkung der durchschnittlichen Verweildauer in den nächsten Jahren wird nur zu einem geringen Teil wirklichen medizinischen Fortschritten wie etwa der minimal invasiven Chirurgie zu verdanken sein. In der Hauptsache wird es sich um die Folgen des entfesselten Marktes handeln. Was Patienten teils heute schon erleben und worauf sie sich in Zukunft noch mehr einstellen soll-

ten, macht der unter Chirurgen beliebte Sarkasmus von der so genannten „englischen Verlegung“ deutlich: Da geht's hopplahopp und der Patient ist beim Verlassen des Hauses halt noch „ein bisschen blutig“, so wie das englische Steak eben... Der Nächste bitte!

Absehbar sind dramatische Einbrüche in der Finanzierung ganzer Bereiche, so der Kinderversorgung und der Aidsbehandlung.⁶ Anhand besonders krasser Beispiele lässt sich erahnen, zu welchen ungeheuren Konsequenzen die Durchkapitalisierung der Operationssäle führen wird. Benötigt ein Patient drei Herzklappen, so kann man ihm die meistens mit einer Operation einbauen. Das Problem ist nur, dass die Klinik künftig genauso viel verdient, wenn sie ihm nur eine Herzklappe einsetzt. Das Vorgehen nach der Methode: „Herr Maier, jetzt versuchen wir's erstmal mit einer Klappe... Herr Maier, jetzt sollten wir doch noch eine zweite einsetzen... usw.“ könnte Herrn Maier also drei Operationen bescheren und der Klinik den dreifachen Ertrag.⁷ Vergisst der Chirurg künftig bei der Entfernung einer Gallenblase einen Clip im Bauch und verletzt den Gallengang, so erhält die Klinik das Doppelte dessen, was sie bekommen hätte, wenn ihm diese Fehler nicht unterlaufen wären. Muss er gar den Gallengang nähen, darf die Klinik mit dem vierfachen Betrag rechnen.⁸ Bemüht sich ein Arzt künftig darum, einem Patienten den aufgrund von Durchblutungsstörungen gefährdeten Vorfuß mit konservativer Behandlung zu retten, so prellt er seine Klinik um ein stattliches Sümmchen, denn wäre er gleich zur Amputation geschritten, hätte das Haus den viereinhalbfachen Betrag einstecken können.⁹ Es ist absehbar, dass unter solchen Bedingungen in einem Umfeld ständig wachsenden ökonomischen Druckes früher oder später auch die letzten Dämme brechen werden.

„Ein weiteres Problem kommt hinzu: Da ein Krankenhaus mehr Geld einnehmen kann, wenn es schwerere Fälle abrechnet, ist es nahe liegend, jede Möglichkeit auszunützen, um die Patienten zumindest auf dem Papier kränker zu machen als sie sind... Aber selbst wenn hierbei nicht betrogen wird, erfordert es doch eine ganz andere Sicht der Ärzte auf den Patienten. Die Vizepräsidentin der Nordwürttembergischen Ärztekammer hat dieses Problem treffend zusammengefasst: „Ärzte werden ausgebildet, um im Interesse des kranken Menschen zu beobachten, zu untersuchen und weiterzudenken. Im Zentrum steht für sie der Patient, und

wahrlich nicht die Sammlung von Haupt- und Nebendiagnosen zur Gewinnoptimierung. (...) Wenn derzeit ein Klinikarzt 5 Minuten für den Patienten aufwenden kann und dann 20 Minuten Dokumentationsbögen ausfüllen muss, ist das im Sinne einer menschlichen Medizin eine absolute Fehlentwicklung.“¹⁰ In den USA, wo bereits seit den 80er Jahren nach Fallpauschalen abgerechnet wird, wenn auch nicht in dieser Radikalität, wie es jetzt in der BRD Wirklichkeit werden soll, „hat dies dazu geführt, dass 60.000 Stellen von Ärzten und Schwestern abgebaut wurden. Stattdessen wurden 6.000 Verwaltungsstellen neu geschaffen sowie Computerprogramme und Hardware im Wert von mehreren hundert Millionen Dollar angeschafft.“¹¹

Mit „Kundenorientierung“ Fassadensanierung betreiben

Sein oder Nichtsein für die Kliniken und für diejenigen, die ihren Lebensunterhalt dort verdienen. Die Krankenschwester, die sich Zeit nimmt für ein einführendes Gespräch mit der Oma von Zimmer 19, der Arzt, der eine schonendere, aber langwierigere und finanziell weniger attraktive Therapie in Erwägung zieht, der Pfle-

ger, der einen Sterbenden begleitet – sie alle werden mit ihrem menschlichen Verhalten letztendlich ihren eigenen Arbeitsplatz gefährden. Dementsprechend werden solche sympathischen Erscheinungen tendenziell immer weniger anzutreffen sein.

Geld als Maß aller Dinge – auch in den letzten Refugien der Humanität. Alle menschlichen Beziehungen werden zur Ware und sämtliche Menschen zu Kunden, auch Patienten. Wohin die Entwicklung führt, ist vorgezeichnet: Weg vom bedürftigen Menschen hin zum möglichst rentablen Fall.

Ein wesentliches Ziel von Qualitätsmanagement ist es deshalb auch, die Umdefinition von PatientInnen und deren Angehörigen zu Kunden in den Köpfen der Klinikbeschäftigten zu verankern. Dabei wird geschickt an dem in diesen Kreisen durchaus verbreiteten Unbehagen an dem Begriff „Patient“ angesetzt.¹² Der leidende, unmündige Patient ist nicht das, was man sich eigentlich wünscht. Zu Recht wird die im Bild des Patienten enthaltene reduktionistische Sicht des Menschen kritisiert. Als scheinbare Alternative wird nun der Begriff „Kunde“ ins Spiel gebracht. Aber diese Neubestimmung läuft nur auf eine noch radikalere Reduktion von Men-

schen hinaus. „Kundenbeziehungen“ sind Geldbeziehungen. Der Kunde ist nur so lange König, wie er zahlungskräftig ist. Und ist das in der Kundenvorstellung enthaltene Bild vom „kritischen Konsumenten“ in Bezug auf das Gesundheitswesen nicht noch viel abstruser und realitätsfremder als beim Auto- und Apfelkauf? Was kann der „Kunde“ Patient beurteilen? Ist er in der Lage, die Zusammenhänge im Krankenhaus zu verstehen, eine kritische Sicht auf die Umstände und die Art und Weise seiner Behandlung zu entwickeln, genügend qualifiziertes Personal einzufordern, das über genügend Zeit und Spielräume verfügt, um sich ihm in angemessener Weise zuwenden zu können? Natürlich nicht. Das wäre ja ein anderer, ein mündiger Patient. Aber genau darum geht es Qualitätsmanagement nicht. Der „Kunde“ Patient kann beurteilen, ob die Brötchen frisch oder hart sind und ob die Räume hell und freundlich sind. Das soll er dann geboten bekommen – in der Hoffnung, damit im Kampf um Marktanteile bestehen zu können.

Nichts gegen frische Brötchen und helle Räume. Aber der „Kunde“ Patient wird sich in aller Regel nicht auf gleicher Augenhöhe mit dem ihn umgebenden Fachpersonal und der Klinikmaschinerie

Dead Men Working

GEBRAUCHSANWEISUNGEN ZUR ARBEITS- UND SOZIALKRITIK IN ZEITEN
KAPITALISTISCHEN AMOKLAUFS

Ernst Lohoff, Norbert Trenkle, Karl-Heinz Lewed, Maria Wölflingseder (Hg.)

Unrast Verlag, Münster, ca. 260 Seiten, 16 Euro

ISBN 3-89771-427-2, erscheint im Mai 2004.

Mit Beiträgen von Norbert Trenkle (Nürnberg), Ernst Lohoff (Nürnberg), Karl-Heinz Lewed (Nürnberg), Lothar Galow-Bergemann (Stuttgart), Maria Wölflingseder (Wien), Gaston Valdivia (Hamburg), Andreas Exner (Wien), Martin Dornis (Leipzig), Marco Fernandes (Argentinien), Holger Schatz (Freiburg), Erich Ribolits (Wien), Christian Höner (Haina/Thüringen), Franz Schandl (Wien), Achim Bellgart (Bremen) und Frank Rentschler (Marburg).

Auch in den Weltmarktzentren nimmt die Krisenverwaltung immer brutalere Züge an. Die derzeit laufende Generalmobilmachung gegen den Sozialstaat, die zunehmende Repression gegen Arbeitslose und der Versuch einen breiten Sektor von Elendsarbeit zu schaffen, sprechen eine überdeutliche Sprache. Längst ist klar, dass

eine Rückkehr zur Vollbeschäftigung nie wieder gelingen wird und die rasante Produktivitätsentwicklung immer mehr Arbeit überflüssig macht. Und doch klammert sich diese Gesellschaft an die entgegengesetzte Perspektive. Mit dem fadenscheinigen Versprechen, Ausgrenzung und Verarmung würden „Arbeit schaffen“, wird der

gesellschaftliche Reichtum rücksichtslos seiner kapitalistischen Form geopfert. Die herrschende Debatte flankiert diese Entwicklung, indem sie die soziale Wirklichkeit diskursiv unter den ideologisch-halluzinatorischen Verlautbarungen der Arbeitskirche begräbt.

Die gesellschaftliche Opposition zeigt sich angesichts des Ökonomisierungsterrors und immer neuer Zumutungen gelähmt. Aus ihrer Paralyse kann sie nur herausfinden, wenn sie aufhört, die Diktatur von Arbeit und Ökonomie fraglos zu akzeptieren und stattdessen in ihr die zentrale Probleme dieser Gesellschaft erkennt. Das im Juni im Unrast-Verlag erscheinende Buch *Dead Men Working* will einen Beitrag zu einer arbeitskritisch unterlegten Reformulierung von Gesellschaftskritik leisten. Diese *Gebrauchsanweisungen zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs* verbinden die Erfahrungen, die die Autoren und Autorinnen in den verschiedenen Abteilungen der großen Arbeits(losen)mühle gemacht haben, mit einer grundsätzlichen Analyse des neuen entscherten Kapitalismus.

befinden. Er wird in den seltensten Fällen Medizin studiert haben und schon gar nicht über klinische Erfahrung auf verschiedensten Spezialgebieten verfügen. Auch bekommt er es schlicht und ergreifend überhaupt nicht mit, wenn beispielsweise im OP und auf der Intensivstation ein nicht zu verantwortender Personal-mangel herrscht, er kann höchstens im Nachhinein und in Betrachtung eventueller Symptome dergleichen mutmaßen... Was weiß er beispielsweise von jener Studie in einer schottischen Intensivstation, die einen unzweifelhaften Zusammenhang zwischen personeller Besetzung der Station und der Anzahl der Todesfälle unter den PatientInnen nachgewiesen hat? Die Einzeluntersuchung der schwerkranken Fälle zeigte, dass die Zahl der Todesfälle umso mehr über der möglichen Voraussage lag, je schlechter das aktuelle Verhältnis zwischen Belegung und Personalstand war. Bei guter Personalausstattung starben 17 Prozent der PatientInnen, im schlechtesten Fall 47 Prozent.¹³ Und selbst wenn er von der Studie wüsste, was wüsste er über die Zustände in der Klinik, in der er behandelt wird? Und wenn er auch die kennen würde, wie könnte er sie ändern? Auf keinen Fall wäre ihm beispielsweise zu raten, diejenigen, die unter Verweis auf Budgetdeckelungen eine gute personelle Ausstattung von Intensivstationen verweigern, als potentielle Mörder zu bezeichnen. Das hätte vermutlich strafrechtliche Konsequenzen.

Selten wird auf den ersten Blick augenfälliger, wie wenig es mit selbstbestimmter Lebensweise, mit Lebensqualität zu tun hat, wenn Menschen in das Korsett eines Marktteilnehmers gepresst werden. Weil es auf der Hand liegt, dass „Kunden“ im Krankenhaus per se nur sehr unzureichend beurteilen können, was für sie von eminenter, mitunter von Lebensbedeutung ist, wird deutlich, was die berühmte „Kundenorientierung“ eigentlich nach sich zieht: Ablenkung von der Hauptsache, den Blick auf die Fassade richten, um nicht über die eigentlichen Probleme reden zu müssen. Demgegenüber müsste es gerade Ziel einer menschlichen Gesundheitsversorgung sein, sich der Unterordnung zwischenmenschlicher Beziehungen unter den Aspekt der Geldvermittlung zu widersetzen.

In Ländern, in denen die Durchkapitalisierung des Gesundheitswesens schon weiter vorangeschritten ist, etwa in den USA oder in Großbritannien, sind die Ergebnisse dieser Entwicklung bereits zu besichtigen: Eine menschenverachtende Zwei- und Dreiklassen-Medizin mit her-

untergekommenen Billigangeboten für die Armen und Luxusmedizin für diejenigen, die es sich leisten können. Aber die Aufhol- und Überholjagd des „alten Europa“ findet auch auf diesem Gebiet statt. Während KassenpatientInnen auf lebenswichtige Herzoperationen immer länger warten müssen, während viele Kliniken ganz bewusst den Anteil von wenig qualifizierten Pflegekräften zwecks Kostensenkung erhöhen, während es zusehends vorkommt, dass ältere Menschen, die zu Hause keine Betreuung haben, aus den Kliniken „ins Nichts“ entlassen werden, während Zeitungsmeldungen auftauchen, wonach Rettungshubschrauber von einer überbelegten Klinik nach der anderen abgewiesen wurden – während alledem können wir uns durch einen Klick auf www.medizinplus.com davon überzeugen, dass es auch anders geht.

Hier wird dem verwöhnten Kunden nur vom Feinsten geboten: „medizinplus befindet sich im Zentrum des Klinikums Nürnberg, ist aber trotzdem nicht für ‚jedermann‘ zugänglich. Von dort haben Sie einen wundervollen Blick auf die romantische Nürnberger Altstadt und die berühmte Kaiserburg. Die geringe Anzahl der Patientenzimmer verschafft die ruhige Atmosphäre, die weniger an ein Krankenhaus als an ein Hotel erinnert...“ Auf der Sonderstation, für die „keine Versorgungs-verträge mit den gesetzlichen Krankenkassen“ bestehen, wird dem betuchten Patienten für saftige Preise alles geboten, wonach er sich sehnt: ein „gepflegtes Ambiente“ mit „hochwertiger Ausstattung der Räume, angenehmen Teppichböden, Hotel-Atmosphäre und Lounge, Einzelzimmer mit Bad, TV und DVD“. Und während der finanziell unattraktive Opa Schulze zwei Stockwerke darunter gerade viel zu früh ins Pflegeheim entsorgt wird, darf sich der verwöhnte Gast beim Anblick historischer Gemäuer an gedünsteter Heilbuttschnitte in Kräutersauce, Blattspinat und Butterkartoffeln „gemäß den Preisen der Speisekarte“ laben oder sich für den geringen Aufpreis von 120 Euro pro Tag eine „Begleitperson“ in seiner Suite halten. Keine Frage, dass auch eine stationseigene Sauna, „verschiedene Massagen“, ein Sekretariatsservice („Preis pro Tag, nach Aufwand“) und ein Fitness- und Entspannungsraum zur Verfügung stehen. Ach ja, nicht zu vergessen „die Chefarztbehandlung in einer besonderen Umgebung... eine optimale medizinische Versorgung... das Beste, was wir Ihnen geben können“. Ein „persönlicher Safe“ versteht sich bei alledem von selbst.

Rahmenbedingungen sollen kritiklos akzeptiert werden

Lassen wir noch einmal die eingangs zitierte Studie über die Krankenhauslandschaft der BRD im Jahre 2015 zu Wort kommen: „Es fehlen in den staatlichen Krankenhäusern seit Jahren Finanzmittel, um ausreichend Ersatzinvestitionen vorzunehmen. Neue, zukunftsweisende Investitionen werden seit Jahren nicht mehr durchgeführt. Die Schere zwischen staatlichen Häusern auf der einen Seite sowie freigemeinnützigen und privaten Häusern auf der andern Seite hat sich weiter geöffnet.“ Und: „Art und Umfang der Grundversorgung liegen deutlich unter dem Leistungsniveau Ende der 90er Jahre... Es gibt nicht mehr die einst im Sozialgesetzbuch V definierten Leistungen der Gesetzlichen Krankenversicherung, sondern es besteht freie Vertragsgestaltungsmöglichkeit“¹⁴ – je nach Geldbeutel, versteht sich ...

Vor diesem Hintergrund wird der innere Zusammenhang zwischen der Auslieferung der Krankenhäuser an die Marktgesetze und der Einführung von „Qualitätsmanagement“ und „Kundenorientierung“ verständlich. Diese Begriffe dienen nicht selbstkritischer Reflexion, in dem Sinne, dass hinterfragt werden könnte, ob Fallpauschalierungen und von den Krankenkassen verordnete Budgetdeckelungen für Kliniken¹⁵ der richtige Weg sind, ob der Rückzug des Staates und der Kommunen aus einer gewissen Verantwortlichkeit gegenüber allen Einwohnern – auf den Punkt gebracht in dem bürokratisch-paternalistischen Begriff der „Daseinsfürsorge“ – überhaupt verantwortbar ist oder nicht.

Qualitätsmanagement behandelt im Gegenteil gerade diese Fragen als „unzulässige Fragen“. Es fordert die kritiklose Akzeptanz der wirtschaftlich und politisch gesetzten Bedingungen als quasi unveränderliche Naturkonstanten. „Wir haben gar keine andere Chance, als uns alle so zu verhalten, wie der Markt es von uns verlangt.“ Dieser Satz soll zum Glaubensbekenntnis aller werden. Der Gedanke an eine mögliche Alternative zur Subsummierung der Krankenversorgung unter die Gesetze des Marktes darf erst gar nicht aufkommen.

Qualitätsmanagement tritt mit dem Anspruch auf, als könnten all die voraussehbaren negativen Auswirkungen eines liberalisierten Krankenhausmarktes durch „richtiges“ Handeln in den Kliniken selbst aufgefangen und quasi ungeschehen gemacht werden. Wie illusionär das ist, liegt auf der Hand. Es entbehrt allerdings nicht einer gewissen Ironie, dass die Ideologen

des freien Marktes mit ihrer Erfindung des „Qualitätsmanagements“ gleichzeitig ein ganz unfreiwilliges Eingeständnis machen: Irgendwie scheinen sie nämlich selbst nur ein begrenztes Vertrauen in ihr Allerheiligstes zu haben. Denn würde die von ihnen sonst bei jeder Gelegenheit gerühmte „invisible hand“ des Marktes wirklich alles wie von selbst zum Besten regeln, bräuchte man sich kaum ein extra Handwerkszeug zulegen, welches ausgerechnet dazu dienen soll, Qualität herzustellen.

Managementkonzept: Gold raus aus den Köpfen – Angst rein

Mittels Qualitätsmanagement und Kundenorientierung sollen die Beschäftigten der Kliniken für den Verdrängungswettbewerb „fit gemacht“ werden. Aus dem Munde des Managements hört sich das so an: „Wir müssen das Gold in den Köpfen unserer Mitarbeiter heben.“ Jetzt wird deutlicher, was es mit dem eingangs beschriebenen demokratischen Habitus des Qualitätsmanagements auf sich hat: Will Durchkapitalisierung heute voranschreiten, braucht sie wahrhaftig die Mitarbeit eines jeden im Kampf um die Standortsicherung, möglichst die Selbstidentifizierung aller mit „ihrem“ Betrieb, mit „ihrer“ Klinik. Früher einmal hat es nach dem Befehlsprinzip funktioniert. Heute funktioniert es nur noch demokratisch. Besser wird es dadurch allerdings nicht.¹⁶

Die Goldgrube in den Köpfen gilt es also zu heben. Womit sie anschließend aufzufüllen ist, ist auch kein Geheimnis: Mit Angst. Um die Arbeitsplätze. Wer nicht immer mehr „Leistung“ aus sich herauspresst, verliert seine Existenzgrundlage. Intel-Chef Andrew Grove beschreibt das so: „Die wichtigste Aufgabe der Führungskräfte ist, eine Umgebung zu schaffen, in der die Mitarbeiter leidenschaftlich entschlossen sind, auf dem Markt erfolgreich zu sein. Furcht spielt eine große Rolle, diese Leidenschaft zu entwickeln und zu bewahren. Angst vor dem Wettbewerb, Angst vor einem Bankrott, Angst, einen Fehler zu machen, und Angst zu verlieren, können starke Motivationskräfte sein.“¹⁷

Die Zeiten, in denen die PatientInnen und Beschäftigten im Gesundheitswesen zumindest von der bedingungslosen Durchsetzung solcher unbeschönigten Wahrheiten des Kapitalismus halbwegs verschont blieben, sind unwiderruflich vorbei.¹⁸ Von einem Vertreter der Sana¹⁹ bekamen die Mitarbeiter eines Stuttgarter Krankenhauses zu hören: „Das Wesentliche ist, auf dem Markt bestehen zu bleiben. Der Friedhof ist voll von Leuten, die geglaubt

haben, dass sie unersetzlich sind. Glauben Sie mir, der persönliche Arbeitsplatz ist eine große Motivation.“ Und so soll denn auch die oben beschriebene Luxusstation für Superreiche auf einmal mit anderen Augen gesehen werden. Denn ist es nicht so, dass dadurch mehr Geld in die Klinik kommt? Geld, das womöglich noch – und sei es vorübergehend – den einen oder anderen Arbeitsplatz sichert? Muss man angesichts dieses Totschlagarguments nicht auch noch vor der himmelschreiendsten Zumutung die Augen verschließen?

Unentrinnbares Schicksal?

Gleich, ob sich Menschen als PatientInnen oder als Beschäftigte in den Kliniken befinden: Fallpauschalen, Qualitätsmanagement und Kundenorientierung sind Instrumente ihrer Zurichtung für die Notwendigkeiten der Kapitalverwertung. Sind wir dieser Entwicklung ausgeliefert?

Eine Frage, die mit Ja zu beantworten sich verbietet. Deren Beantwortung mit Nein jedoch zugegebenermaßen eine gehörige Portion Optimismus, um nicht zu sagen Voluntarismus voraussetzt. Hier soll nicht darüber spekuliert werden, ob es gelingen kann, eine menschliche, emanzipatorische Alternative gegen die weltweit um sich greifende Durchkapitalisierung des Lebens zu verwirklichen. Nur, so viel sollte

klar sein: Eine isolierte Lösung wird es auch für das Gesundheitswesen nicht geben. Aus der Brandung der Barbarei werden keine Inseln der Glückseligkeit auftauchen.

Trotzdem gelten die Grundsätze „Wer sich nicht wehrt, lebt verkehrt“ und „Nur wer nichts macht, macht auch keine Fehler“. Die Beschäftigten in den Kliniken, die dortigen GewerkschafterInnen und PersonalrätInnen werden sich zunächst auf Schadensbegrenzung konzentrieren müssen. Es wird darum gehen, zuallererst einmal ein Bewusstsein für die Gefahren zu schaffen, und schon das ist eine Riesenaufgabe. Der Kampf um die Köpfe darf dem Management nicht überlassen werden. Es gilt, sich mit Fragen wie diesen auseinander zu setzen: Ist der entfesselte Markt wirklich der Glücksbringer für Beschäftigte und PatientInnen, als der er hingestellt wird, oder macht er nicht eher eine solidarische, qualitativ hoch stehende Gesundheitsversorgung für alle Menschen unmöglich? Was ist wirkliche Qualität im Krankenhaus und was ist Augenwischerei oder oberflächliches Marketing? Lohnt es sich, um Alternativen zu kämpfen?

Sodann gilt es, alles zu tun, um den Gedanken von Solidarität und Solidargemeinschaft gegen die hereinbrechende Ideologie des „jeder gegen jeden“ zu verteidigen. Wo immer möglich, gilt es, den Spieß umzudrehen: „Wo Qualität drauf steht, da

2000 Zeichen *abwärts*

Zahlen ohne Widerrede

Wer mit Protesten rechnet, hat falsch gerechnet“, schreibt Regina General in ihrem Artikel über die Gesundheitsreform made in Germany. „Der Flur war ruhig. Vorschnell folgere ich: Kaum Betrieb, Kranke meiden den Arztbesuch. Aber ich hatte den verkehrten Gang erwischt und finde schließlich das Wartezimmer, wie es mir die Patienten dieser Ostberliner Augenarztpraxis immer beschrieben haben – voll gestopft. Klag- und kommentarlos reichen die Damen und Herren jeden Alters ihre Versicherungskarte über den Tresen und den geforderten Zehn-Euro-Schein dazu. Passend. Was gar nicht nötig gewesen wäre. Dutzende Patienten vor ihnen haben für Wechselgeld gesorgt. Die Schwester freut sich: Keine Frage, keine Bemerkung. Man ist geduldig und zahlt. „Ich hatte damit gerechnet, dass uns der Unmut der Leute trifft“, sagt sie. Weit gefehlt. Das Geschäft läuft schweigend.“ (Freitag 3/04)

Je mehr Arbeit und Geld verfallen, die öffentlichen Kassen sich leeren, desto eifriger ist man von Seiten der Politik bemüht, dieses und jenes zu monetarisieren. Möglich ist das freilich nur, indem man den so genannten Kunden in die Taschen greift, Leistungen abbaut oder nur noch gegen Kostenersatz anbietet. Das mag das eine oder andere Loch stopfen, aber es wird anderswo Löcher aufreißen. Jene, die sich die neuen Verhältnisse nicht leisten können, werden auf der Strecke bleiben. Das ist auch marktgerecht: Ein Armer, der früher verstirbt, ist billiger, als wenn man ihn auf öffentliche Kosten hegt und pflegt.

Alle wissen und spüren, dass es so nicht weitergeht, aber alle verhalten sich so, als ob es unbedingt so weitergehen müsste. An Alternativen will niemand recht glauben. Nein, da haben wir uns schon zu oft die Finger verbrannt. Irgendwie wird es schon gehen. So ungefähr könnte man Lage und Stimmung beschreiben. Positiv denken heißt, das eigene Schicksal nicht einmal mehr beklagen zu können.

F. S.

muss auch Qualität drin sein.“ Damit sind die Entscheidungsträger innerhalb der Häuser, aber auch die politisch Verantwortlichen zu konfrontieren. Für Fassadensanierung à la „hier noch ein Frühstücksbuffet und da noch ein Schnickschnack“, während gleichzeitig an allen Ecken das Personal fehlt, sollten sich die Beschäftigten nicht hergeben. Das beste Qualitätsmanagement wird es sein, die politischen Entscheidungsträger und die Öffentlichkeit mit den wirklichen Verhältnissen in den Kliniken zu konfrontieren und für Besserung einzutreten. Die Zeit ist reif für die Bildung möglichst breiter soziale Netzwerke von Betroffenen. Ob Gewerkschaften, Kirchengemeinden, Arbeitslosen-, Anwohner- oder Patienteninitiativen – folgende Ansprüche dürfen nicht aufgegeben, müssen im Gegenteil unüberhörbar formuliert werden: Alle PatientInnen in allen Kliniken müssen gut versorgt werden. Alle Beschäftigten in allen Kliniken müssen unter ordentlichen Bedingungen arbeiten können, ohne Überlastungsstress und Überstundenschieberei und ohne schlechtes Gewissen gegenüber den PatientInnen.

Soweit, so immanent. So notwendig, so unzureichend. Denn auf Dauer wird selbst das beste „Kräfteverhältnis“ die Gesetzmäßigkeiten der Ökonomie nicht aushebeln können. Angesagt ist eine Doppelstrategie, deren zweiter Teil allerdings erst noch zu entwickeln wäre. Einerseits die noch vorhandenen Spielräume der Politik ausloten und ausnutzen. Denn noch gibt es, um in der BRD zu bleiben, nicht unerhebliche Unterschiede zwischen relativ reichen Regionen – wie beispielsweise Stuttgart und München – und bereits weitgehend ausgelagten wie Berlin und Mecklenburg. Andererseits wird auch bei den gewerkschaftlichen Akteuren ein schmerzlicher Prozess der Loslösung von Illusionen über die Möglichkeiten der Politik einsetzen müssen, die doch immer nur am tendenziell versagenden Tropf der „Finanzierbarkeit“ hängt. Möglicherweise hilft auch ein Blick nach Argentinien dabei, dass sich Zweifel an der allzu einfachen Losung „Geld ist genug da“ verbreiten. Geld ist eben keine Naturkonstante. Es kann mit einem Crash von heute auf morgen verschwinden. Auf Dauer sollten wir deswegen aus wohlverstandenen Eigeninteresse lieber nicht auf eine derart windige Luftnummer wie die „Finanzierbarkeit“ unseres Lebens setzen.

Dies natürlich ist das schwierigste Kapitel von allen. Und trotzdem wird die Notwendigkeit einer „zweiten Linie“ auch auf dem Feld der Gesundheitsversorgung immer drängender. Sie wäre aufzubauen hinter der „ersten Linie“, der Forderung

nach hinreichender monetärer Absicherung unserer Lebenszusammenhänge. Was könnte das konkret heißen, sich Gesundheits- und Krankenversorgung „anzueignen“, ohne sich auf das Funktionieren von Wert-, Ware- und Geldbeziehungen zu verlassen? Es müsste eine Bewegung sein, die sich gleichermaßen aus dem Angewidertsein davon speist, dass Menschen zu Waren gemacht werden, als auch aus der Überzeugung, dass dieses System keine Zukunft mehr hat. Eine Bewegung, die sich dessen bewusst ist, dass die Degradierung der Menschen zu passiven Arbeitsgegenständen, mögen sie nun „Patienten“ oder „Kunden“ heißen, schon weit vor der Einführung von Fallpauschalen und Qualitätsmanagement begonnen hat, dass diese Zustimmung ihre letztendliche Ursache in der waren- und wertförmigen Konstituiertheit der Gesellschaft hat.

Sicherlich gilt auch für eine solche, dringend notwendige „Aufhebungsbewegung“, dass das Beginnen, und sei es nach der Methode „trial and error“, allemal lohnender ist als das Achselzucken.

Anmerkungen

- 1 Lothar Galow-Bergemann, „Qualitätsmanagement“ – Der entfesselte Markt wirft seine Schatten voraus. Der Mensch oder das Geld im Mittelpunkt? Grundsätzliche Bemerkungen zur Einführung von Qualitätsmanagement in Krankenhäusern“, *ver.di infodienst krankenhäuser* April 2001/Nr. 11.
- 2 Sozialgesetzbuch V, §§ 135ff.
- 3 Arthur Anderson, *Das Krankenhaus 2015 – Wege aus dem Paragraphenschlingel*, 1999.
- 4 *Ärzte Zeitung* 2. 10. 02.
- 5 *FAZ*, 26. Januar 2001.
- 6 *Das Krankenhaus* 12/02, Dt. *Ärzteblatt* 10/03.
- 7 *Das Krankenhaus* 9/02, S. 703.
- 8 *Deutsches Ärzteblatt* 21/2002, S. 1105.
- 9 Dohmen/Baitsch, *Hochrheinklinik Bad Säckingen, Die Kehrseite der Medaille* 24/5/03.
- 10 Thomas Böhm, *Warum Privatisierung und Profitlogik die Gesundheitsversorgung verschlechtern und verteuern. – Referat auf dem Fachkongress „Gesundheit für alle – nicht nur für Reiche“, ver.di, IGM und DGB Stuttgart, 02.02.2002.*
- 11 a.a.O.
- 12 *patiens* (lat.) = ertragend, erdulnd.
- 13 *Quelle: Deutsches Ärzteblatt*, 17. 11. 2000.
- 14 „*Das Krankenhaus 2015 – Wege aus dem Paragraphenschlingel*“, Arthur Anderson, 1999.
- 15 *Dass die Krankenkassen, die als Finanziers*

der Kliniken fungieren, ihrerseits ebenfalls dem mörderischen Konkurrenzdruck des Marktes ausgeliefert sind, sei hier nur am Rande erwähnt. „Zu welchen perfiden Methoden diese Entfaltung der Konkurrenz führt, geht aus einem Rundschreiben eines McDonalds Franchise-Nehmers an die ‚lieben Mitarbeiter‘ mit der Überschrift: ‚Möglicher Wechsel der Krankenkasse‘ hervor. Er schreibt: ‚Als gesunder junger Mensch haben Sie bei der BKK (also Betriebskrankenkasse) keine Nachteile. Sie erhalten ebenso wie bei der AOK im Normalfall die Leistung bei ihrem Arzt. Sollte Sie jedoch chronisch krank sein (Asthma, Rückenleiden, Krebs etc.) wechseln Sie bitte auf keinen Fall die Krankenkasse. Die AOK hat dann wesentlich bessere Leistungen. Wechseln Sie auf keinen Fall, wenn kranke Familienmitglieder bei Ihnen mitversichert sind. Sollten Sie bereits über 45 Jahre alt sein, würde ich an Ihrer Stelle auch nicht mehr von der AOK wechseln.‘ Das Schreiben endet mit den Worten: ‚Wenn Sie kein Interesse am Wechseln der Krankenkasse haben, vernichten Sie diese Unterlagen und den Briefumschlag. Werfen Sie alles weg.‘“ Thomas Böhm, *Warum Privatisierung und Profitlogik die Gesundheitsversorgung verschlechtern und verteuern. – Referat auf dem Fachkongress „Gesundheit für alle – nicht nur für Reiche“, ver.di, IGM und DGB Stuttgart, 02.02.2002.*

- 16 Ein Vorgang, der, nebenbei bemerkt, zum Nachdenken darüber anregen sollte, was Demokratie heute noch mit der Befreiung aus allen Verhältnissen zu tun haben kann, „in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ (Karl Marx).
- 17 Zitiert nach: Klaus Pickshaus, *Motivationsfaktor Angst?, Mitbestimmung* 7/2002, S. 46f.
- 18 Dabei zeigt der Umstand, dass dies erst jetzt geschieht und auch, zumindest hierzulande, in gewisser Hinsicht noch in den Anfängen steckt, dass wir es mitnichten mit einer bereits voll und ganz durchkapitalisierten Welt zu tun haben. Wenn denn der unscharfe Begriff der „Globalisierung“ einen wirklichen Sachverhalt benennt, so wohl den, dass wir gegenwärtig in einer Phase der versuchten Durchsetzung der Kapitalverwertung in möglichst alle Lebensbereiche hinein, auch in die buchstäblich unmöglichen, leben. Ein Unterfangen, das freilich ebenso katastrophale Folgen nach sich ziehen wird, wie es letztendlich doch erfolglos bleiben muss.
- 19 Sana Kliniken GmbH, 1976 von den privaten Krankenkassen gegründete Gesellschaft mit dem Ziel der Umgestaltung und Privatisierung der Krankenhauslandschaft in der BRD, mittlerweile zum größten privaten Krankenhausbetreiber in der BRD aufgestiegen; www.sana.de

„Je mehr Magenschmerzen, desto süßer lächeln sie“^{*}

POSITIVES DENKEN – VOM ESOTERIK-IDEOLOGEM ZUM KLASSISCHEN GLEITMITTEL

von Maria Wöflingseder

In seinem Roman „Herrn Kukas Empfehlungen“ schildert Radek Knapp höchst treffend die anstandslose Unterordnung unter den Guru Verwertbarkeit. Sein junger polnischer Held, zum ersten Mal nach Wien gereist, ist bass erstaunt über die Sitten im goldenen Westen. Die Menschen „sitzen vierzehn Stunden am Tag über ihren Computern. Ihre ganze Abwechslung liegt darin, dreimal am Tag auf die Toilette zu gehen, und das Essen holen sie aus einem Automaten, der auf dem Flur steht. Sie verzehren es über ihren Computertastaturen. Die Hälfte davon landet zwischen den Tasten, und sie merken nicht mal was davon. In ihren Armani-Sakkos tragen sie eine ganze Apotheke gegen Kopfschmerzen und Gastritis. Nach Büroschluss sehen sie wie Zombies aus. Aber glauben Sie, dass sich jemals einer deswegen beschwert hätte? Im Gegenteil. Je mehr Magenschmerzen, desto süßer lächeln sie.“

War Positives Denken, einst Esoterik-Ideologem, ist es nunmehr zum selbstverordneten Gleitmittel für die bedingungslose Anpassung an die herrschenden sinnlosen, wahnsinnigen Verhältnisse geworden.

Volkshochschulen – gespenstische Stätten der Stählung der „automatischen Subjekte“

Volkshochschulen (VHS), einst gesellschaftskritischer Hort, sind im Laufe der vergangenen beiden Jahrzehnte immer mehr zu einer wahrlich gespenstischen Stätte der Stählung der „automatischen Subjekte“ mutiert.

Aus dem Kursprogramm zweier Wiener Volkshochschulen vor ein paar Jahren:

- „Kraft und Wirkung von Gedanken: Unsere Gewohnheiten kreieren unsere eigene Welt. Es gibt kaum eine größere Kraft

als die Kraft unserer Gedanken, und körperliche sowie seelische Gesundheit hängen davon ab. Erst wenn wir anfangen, die Verknüpfung von Gedanken, Gefühlen und Handlungen zu verstehen, können wir Eigenverantwortung übernehmen und die Qualität unseres Lebens bestimmen. Unser Schicksal liegt in unserer Hand.“

Die Esoterik predigt seit Jahrzehnten: Das Bewusstsein schafft die Realität, durch dein Bewusstsein schaffst du dir deine eigene Realität. Jeder ist seines Glückes Schmied. Alles, was dir passiert, ist notwendig und gut, weil es dein Karma ist.

Im VHS-Programm klingt's fast genauso, aber nicht etwa in Ankündigungen esoteriknaher Kurse, sondern in jenen der unzähligen Selbstmanagement-Kurse.

- „Stressbewältigung: Der Stresspegel ist rapide angewachsen. Das Leben befindet sich auf der Überholspur, um den beiden Verfolgern, nämlich dem chronischen Erschöpfungssyndrom und dem Erleben eigener Unfähigkeit, zu entkommen. Bauen Sie sich wieder auf und werden Sie belastbarer!“

- „Krieg' am Arbeitsplatz – Den Kampf gewinnen: Die Luft am Arbeitsmarkt ist dünn, das Raumklima dementsprechend: Ungerechtes Gehalt, aufreibende Arbeitszeiten, schlechte Stimmung unter den Kollegen, Arbeitsdruck, Konkurrenz, Neid, Mobbing, despotische Chefs und schlechte Aufstiegschancen machen vielen Menschen den Berufsalltag zur Hölle. Harmonie ist nicht immer erreichbar, einen Kampf zu gewinnen aber allemal besser als ihn verlieren.“

- „Ohne Wollen geht nichts! Key Mind – der neue Weg zur Selbstmotivation: Können Sie nur das tun, was Sie wollen? Schön wär's! Wir haben tagtäglich auch jede Menge Aufgaben zu erledigen, die wir uns nicht ausgesucht haben und die uns keinen Spaß machen. Damit verdeckte Widerstände nicht zu heimlichen „Energiefressern“ werden und wie Sie mit inneren Widerständen konstruktiv umgehen.“

Neben all den unzähligen „Durchhalte“-Kursen gibt es keinen einzigen, der den menschenverachtenden Alptraum kri-

tisch hinterfragt, keinen einzigen, der die Mechanismen durchleuchtet, warum alle, ohne mit der Wimper zu zucken, blindlings ihr eigenes Grab buddeln und sich dabei einreden, ein Haus zu bauen.

Das Gegenteil von Positivem Denken ist keineswegs Negatives Denken, sondern schlicht Kritik und Veränderung in Richtung Emanzipation. Legionen von ArbeitslosentrainerInnen, Legionen von Arbeitslosen, Legionen von Arbeitslosenverwaltern, Legionen von Angestellten in Sozialinstitutionen – darunter zahlreiche frühere lautstarke GesellschaftskritikerInnen – beten heute jedoch inbrünstig die makabren Litaneien des Marktes. Nirgendwo ist die Rede von all den Arbeitslosen, die sich das Leben nehmen, weil ihre „Wert“losigkeit unerträglich ist – sie werden höchstens als Kranke abgehakt. Kein Aufschrei ob der sozialen und gesundheitlichen Folgen des täglichen Kampfes: von der Ausdünnung der zwischenmenschlichen Beziehungen bis hin zu Herzinfarkt und Gehirnschlag bei 30- und 40-Jährigen.

Dazu hat die Esoterik unermüdlich ihr Scherflein beigetragen, indem sie seit zwei Jahrzehnten die Flucht in Scheinwelten übt und damit dem Zugang zu grundsätzlicher Kritik im Wege steht.

Jeder ist sein eigener Sklaventreiber

In der gesamten Arbeitswelt und noch stärker in der Arbeitslosenwelt ist jede/r vom (inneren) Zwang zum Positiven Denken beherrscht. Wer seinen Arbeitsplatz erhalten und noch mehr, wer wieder einen ergattern will, hat nur so vor Optimismus und Charme zu strahlen. Frappant: Business-Adepten ist dasselbe entrückte Lächeln, besser gesagt Grinsen, ins Gesicht gemeißelt, wie es einst nur esoterisch Entrückten und Sektengurus eigen war.

Von Arbeitslosen wird behauptet, sie hätten den Dreh noch nicht raus. Sie werden vom Arbeitsamt mit Kursen zwangsbeglückt, in denen sie in die Geheimnisse des Positiven Denkens eingeweiht werden: Ihnen wird eingebläut, sie müssten alle Ängste, Zweifel und schlechten Erfahrun-

* Vorabdruck aus „Dead Men Working – Gebrauchsanweisung zur Arbeits- und Sozialkritik in Zeiten kapitalistischen Amoklaufs“, hg. von Ernst Lohoff, Norbert Trenkle, Karl-Heinz Lewed, Maria Wöflingseder, das im Juni 2004 im Unrast Verlag erscheint.

gen einfach beiseite schieben, stattdessen bräuchten sie nur vor Optimismus und Überzeugung zu strahlen wie ein Sieger, sie bräuchten nur vollkommen überzeugt zu sein, einen Job zu finden, dann bekämen sie auch einen.

In einer Welt, die immer mehr an ihren Widersprüchen zugrunde geht, in der der Schein längst mehr zählt als alles andere, ist Positives Denken das wirksamste Mittel zur Anpassung. Früher wurden Sklaven brachial zur Arbeit gezwungen, heute ist jeder sein eigener Sklaventreiber – ganz positiv eingepeitscht.

Früher, als es noch etwas nützte, machten Arbeitslose eine Ausbildung oder eine Umschulung. Heute geht es nicht mehr darum, dass die Arbeitskraft reale Vernutzungsfähigkeiten anzubieten hat, sondern um Selbstvermarktungstechniken und Autosuggestion. Heute gibt's von den Arbeitslosenverwaltern statt Jobs Durchhalteparolen. Durchhalteparolen wie in einem Krieg, der längst verloren ist. Wer glaubt denn wirklich, dass die Arbeitslosen wegzuphantasieren seien? Wer glaubt denn wirklich, dass die Arbeit noch zu retten ist?

Rationale Irrationalität und irrationale Rationalität – eine mörderische Co-Produktion

Positives Denken, Visualisierung – oder wie immer es genannt werden will – mag durchaus seine Berechtigung haben; zum Beispiel, um seine Gesundheit zu verbessern oder sie wiederzuerlangen. Wer denkt schon immerzu negativ? Wer beschwört schon permanent eine Self-fulfilling Prophecy herauf? In der Arbeitswelt und im Umgang mit Arbeitslosigkeit haben solche Psychotechniken aber nur die Funktion, selbst die offensichtlichsten gesellschaftlichen Verrücktheiten zum Privatproblem umzufunktionieren und für deren Bewältigung jeden Einzelnen verantwortlich zu machen. Im Lichte des Positiven Denkens erscheint nie der Zwang, das Leben vollständig auf die Kriterien betriebswirtschaftlicher Rationalität auszurichten, als aberwitzig. Als irrational werden immer nur die psychischen und biologischen Barrieren gegen diese Zumutungen bezeichnet. Das Positive Denken spart nicht an Tipps zum Wegretuschieren nachteiliger lebensgeschichtlicher Details. Diese Techniken des Selbstmarketings helfen jedoch selten, schließlich ist jeder Personalchef mit den standardisierten Tricks längst vertraut. Wer nicht das richtige Alter, die nötige Erfahrung oder gar Kinder hat, bleibt trotzdem ohne Chance. Wer durch die Schule des Positiven Denkens gegangen ist,

lernt höchstens, dass alles Unverwertbare an der eigenen Biographie den Status einer Behinderung hat und dass die Kriterien der Arbeitskraftkäufer die einzig verbindlichen sind.

Die esoterisch unterlegte Rückbesinnung auf die „inneren Kräfte“ und den „eigenen Weg“ versprach einmal einen gewissen Abstand zu den äußeren Zwängen des Daseins und Erlösung von falschen Schuldgefühlen. Heute erfüllt sie genau die umgekehrte Funktion. Das Positive Denken hilft nicht nur bei der Durchsetzung totaler Anpassungsbereitschaft, es macht Menschen permanent für Umstände verantwortlich, für die sie nicht das Geringste können. Dass auf dem Arbeitsmarkt die gesellschaftlichen Verhältnisse nichts seien und der reine Wille alles, wird offiziell als Ermutigung verkauft; diese Botschaft hat aber eine Vorverurteilung zum eigentlichen Kern: Misserfolg beweist, der Erfolgreiche war des Erfolgs nicht wert. So spiegelt sich im Positiven Denken eine ins Diesseits verlegte Wiederkehr der calvinistischen Prädestinationslehre.

Die aus der Rationalität der Gesellschaft erwachsene Irrationalität der Esoterik geht immer wieder in der Rationalität der Gesellschaft auf.

Infantile Omnipotenzphantasien

Traditionell verbindet man mit dem Prozess des Erwachsenwerdens so etwas wie zunehmende Einsicht in die eigenen Möglichkeiten. Als erwachsen gilt, wer eine realistische Vorstellung jener Schranken entwickelt hat, die seiner eigenen Person durch

Biographie, Charakter und soziale Umstände gesetzt sind. Infantiles Verhalten ist demgegenüber von Omnipotenzphantasien geprägt und schwebt (noch) traumtänzerisch über solche Grenzen hinweg. Das Positive Denken stellt diese Ordnung auf den Kopf, aber nicht in einem emanzipativen, sondern in einem durch und durch repressiven Sinn. Positives Denken steht nicht für den Traum, die eigenen Grenzen überschreiten zu können, sondern für den Zwang, permanent den Eindruck erwecken zu müssen, dazu jederzeit in der Lage zu sein. Allmachtsträume sind nichts mehr, was Menschen besser verstecken, wenn sie von ihrer Umgebung als zurechnungsfähig anerkannt werden wollen. Sie sind als Vermarktungsargument zu präsentieren. Psychologisch betrachtet ist Positives Denken somit als kontrollierte Einübung in Regression und infantilen Größenwahn zu charakterisieren. Es führt Menschen zurück in die Entwicklungsstufe des magischen Denkens. Ein klinisches Symptom ist zum Sozialisationsziel aufgestiegen.

Die Arbeits„kirche“ nimmt immer sektenhaftere Züge an

Heute ist nicht mehr allein die Arbeitskraft gefragt, sondern der „ganze Mensch“ hat sich einzubringen – nach dem Vorbild des Künstlers oder des Sportlers. Ein pseudomenschliches Management, das anstatt auf Soft Skills und Selbstverantwortung auf klassische Hierarchien setzt, verhilft zur Vollausspressung bis an die physischen und psychischen Grenzen. Seine klassische Ausprägung hat diese Tendenz in der New Eco-

2000 Zeichen *abwärts*

„105.000 Euro Provision im 1. Jahr!“

Alle Arbeitssuchenden kennen sie: die Inserate in seriösen Zeitungen, all die Zettel auf Laternenpfählen oder auf dem Schwarzen Brett im Supermarkt mit all den Jobangeboten, die einen erklecklichen bis horrenden Verdienst versprechen. Jeder, der seine fünf Sinne beisammen hat, weiß, dass sie Schrott sind. Nur schwinden bei jenen, die schon über dreihundert Bewerbungen in drei Jahren verschickt haben, manchmal die Sinne.

Irgendwann möchten sie doch gerne wissen, was hinter all den finanziellen Verheißungen steckt, – trotz der einschlägigen schlechten Erfahrungen. Meist geht es darum, irgendjemand

irgendetwas zu verschern – meist schweineteures Unnötiges.

Am AMS erhält man nur die Warnung, wenn man erst Geld investieren muss, um etwas arbeiten zu dürfen, ist Vorsicht geboten. Genauere Auskünfte erteile wohl die Arbeiterkammer oder die Gewerkschaft. Dort stellen sich jedoch allesamt dumm auf die Frage, welche Inserate wie einzuschätzen seien, was hinter welchen Inserate wirklich stecke: „Was soll das sein, unseriöse Jobangebote? So etwas gibt es doch nicht!“ „Und überhaupt, wenn es sich um eine selbständige Tätigkeit handelt, sind wir (die Arbeiterkammer) gar nicht zuständig!“ Nicht einmal bei jenen neu eingerichteten Stellen der Gewerkschaft für prekäre Jobverhältnisse (Work@Flex, Power Work etc.) kann jemand darüber Auskunft geben.

M.W.

nomy gefunden. In diesem Sinne werden heute alle trainiert – vom Arbeitslosen bis zum Manager –, um für den Konkurrenzkampf gestählt zu sein: von Autosuggestion bis zum berüchtigten Survival-Kurs wird so manches mit ihnen angestellt. Solch Inszenierungen und Methoden sind jenen von Sekten nicht unähnlich. Etwa der in Wien lange Zeit für alle Arbeitslosen gleich zu Beginn ihrer Arbeitslosigkeit zwingende „Bewerbungs-Impulstag“ ähnelte frappant einer „Gehirnwäsche“. Wie ein Fernsehprediger besprengte der Trainer die versammelten 500 Arbeitslosen mit Wortgeklänge: „Der Arbeitsmarkt ist zwar schwierig, aber man braucht nur von der Schattenseite in die Lichtseite treten.“

Eine weitere Gemeinsamkeit zwischen Sekten und der Zurichtung von Humankapital für den Arbeitsmarkt ist eine Regression bis zur Infantilisierung: immerzu lächeln, immer super-gut drauf sein, das Leben ist ein Hit! Selbstindoktrination jenseits jeglicher Realität. Früher wurde Realitätsverlust als psychische Krankheit betrachtet, heute wird er kollektiv verordnet.

Schließlich sorgt sowohl bei Sekten als auch in der Arbeitswelt oftmals eine Uniformierung der Kleidung – Stichwort Corporate Identity – einerseits für eine Beschränkung der Individualität und bietet andererseits eine Identifikationsmöglichkeit.

Das kommt hier wie dort einer negativen Aufhebung der Trennung von Arbeit und Privatheit gleich. Sowohl Sektenmitglieder als auch immer mehr jede Arbeits-, „monade“, und jeder Arbeitslose erst recht, stehen rund um die Uhr im Einsatz.

Job und Weiterbildung als Pyramidenspiel

Die negative Aufhebung der Trennung von Arbeit und Privatheit betrifft nicht nur das rund um die Uhr Arbeiten der Ich-AGs oder Angestellten, sondern in variierten Form das Jobben im so genannten Strukturvertrieb, im Schneeballsystem. Arbeitslose stoßen bei der Arbeitssuche unweigerlich immer wieder auf Organisationen, die solcherlei anbieten. Was sich einst als klassische Tupperware-Party präsentierte, ist heute zum finanziellen Überlebenskampf für viele geworden. Bei dieser Verkaufsmethode, geht es nur bedingt darum, viel zu verkaufen, sondern darum, neue VerkäuferInnen zu finden, an deren Umsatz man mitverdient. Das Ganze ist hierarchisch, wie ein Pyramidenspiel, aufgebaut. Die ganz oben sind, können womöglich tatsächlich gut verdienen, aber je weiter unten man steht, desto aussichtsloser ist das Unterfan-

gen. Wer rechnen kann, wird merken, dass bald die halbe Erdbevölkerung zu MitverkäuferInnen werden müsste, damit es sich auszahlt. Die meisten, die sich auf solche Machenschaften einlassen, kommen nicht ohne riesigen Schuldenberg davon. Über einen exemplarischen Fall berichtete der WDR am 29. März 2001. Ein junger Mann nahm einen Kredit von 70.000 DM auf, um den Vertrag, die Waren und das nötige Outfit zu finanzieren. Er schaffte es nicht, seinen Irrtum den Angehörigen gegenüber einzugestehen und nahm sich das Leben.

In Deutschland gibt es zwar ein Gesetz, das Strukturvertrieb („progressive Kundenwerbung“) verbietet; weil dieser aber oft schwer nachweisbar und das Strafmaß gering ist, kommt es selten zu Verurteilungen.

Mit kultähnlich inszenierten (Werbe-) Abenden werden sowohl potentielle KäuferInnen als auch (potentielle) VerkäuferInnen bei der Stange gehalten. Geworben wird immerzu mit Selbständigkeit, Unabhängigkeit, Glück und Reichtum, und bei der legendären Firma Herbalife natürlich auch mit Gesundheit. Überdies können bei dieser Verkaufsform private Kontakte leicht getrübt oder zerstört werden, wenn man Freunden etwas andreht, das sie von einem Fremden nicht kaufen würden.

Zur Zeit grassiert ein wahrer Weiterbildungs- und Coachingwahn. Wenn sonst schon nichts mehr verkauft werden kann, versucht man eben, den Arbeitslosen, die vor Arbeitslosigkeit rettende Idee anzudrehen. Bewerbungsratgeber, in Buchform als auch in Person, gibt es wie Sand am Meer. So verwundert es nicht, dass es bereits auch Persönlichkeitsbildungsseminare im Strukturvertrieb gibt – äußerst kostspielige, mit nur vage angedeuteten Inhalten, aber garantiert mit sektenartiger Indoktrination.

Seriöse oder dubiose Weiterbildungen?

Verbraucherschutz-Organisationen und Sektenberatungsstellen der evangelischen und katholischen Kirche warnen immer öfter vor Aus- und Weiterbildungen, für die Unsummen hinublättern sind und deren Brauchbarkeit meist gering ist. Neuerdings suchen immer mehr Menschen Sektenberatungsstellen auf, die sich Sorgen um Angehörige machen, die durch berufliche Weiterbildungen oder Seminare zur Persönlichkeitsentwicklung ein völlig verändertes Verhalten und Bewusstsein an den Tag legen. Es zählt nur mehr der berufliche Erfolg; alles andere – ihre Familie, ihr Privatleben – nehmen sie kaum mehr wahr, sie

haben weder Zeit noch Energie dafür. Die Zahl der Menschen, die sich in Unkosten stürzen, die ihre ganze Freizeit opfern, weil sie den Erfolgsversprechungen erliegen, nimmt immer epidemischere Ausmaße an. Der Trend geht zur Zeit in Richtung lang dauernde und teure Seminare, die die TeilnehmerInnen meist selbst finanzieren. Zur Zeit der absolute Renner in Deutschland: „Fasten, Schweigen, Meditieren“. Dieses Seminar dauert neun Tage, in denen den Leuten das Essen, das Reden und jeder Kontakt zum anderen verboten wird. (*Der Standard*, 20./21. Dezember 2003, Von der Wiege bis zur Bahre gibt es nicht nur Seminare)

Die Sektenberater versuchen, eine Unterscheidung zwischen seriösen und dubiosen Weiterbildungen aufzuzeigen. Sie meinen, wenn dabei der Mensch, der Partner, Familie und Freunde auf der Strecke bleiben, wenn das Selbstbestimmungsrecht beschnitten wird, sei äußerste Vorsicht geboten. (*Süddeutsche Zeitung*, 7. Juni 2003, Interview von Otto Fritscher mit Axel Seegers und Rudi Forstmeier, zwei Münchner Beratern in Sachen Sekten und Weltanschauungsfragen)

Es scheint jedoch mehr als fragwürdig, ob eine Trennung in gute und schlechte Seminare möglich ist. Was ist mit all den zwangsweise verordneten, oft unnützen Weiterbildungen für Arbeitslose? Was ist mit all den Aus- und Fortbildungen, die den TeilnehmerInnen weder Job noch berufliches Weiterkommen bringen?

Noch abstruser wird es, wenn bezüglich Weiterbildungen gefragt werden soll, ob der Mensch, der Partner, Familie und Freunde auf der Strecke bleiben oder ob das Selbstbestimmungsrecht beschnitten wird. Diese Frage sollte allen voran hinsichtlich der Arbeit selbst gestellt werden! Als ob es heute noch Jobs gäbe, die das Selbstbestimmungsrecht nicht beschneiden würden, Jobs, bei denen der Mensch, der Partner, Familie und Freunde nicht auf der Strecke blieben, ganz zu schweigen vom Raubbau an der Gesundheit! Ist all das für die Herrn und Damen Sektenberater seriös? Die simple dualistische Einteilung in Seriös und Dubios, in Gut und Böse greift nicht und lenkt davon ab, dass „Auswüchse“ nur eine Fortsetzung der Normalität sind. Das Dubiose ist lediglich eine logische Weiterentwicklung des Seriösen. Niemand will wahrhaben, dass die Grenze zwischen Seriös und Dubios immer mehr verschwimmt. In Zukunft werden sich die Grenzen zwischen Arbeit, Weiterbildung, Glücksspiel und Sekte wohl noch viel mehr auflösen.

Akzeptanz und Widerstand

MAILWECHSEL ZU FRANZ SCHANDL „SOZIALKRITIK IN ZEITEN DER KONTERREFORM“ (Streifzüge 2/2003)

Der Autor F. Schandl möchte die „Akzeptanz von Markt und Tausch, von Konkurrenz und Verwertung“ gestört und letztlich zerstört sehen. Sehr gut! Dann mal angefangen. Ich (37 Jahre alt) lebe von Arbeitslosenhilfe in einer unsanierten Wohnung, habe kein Auto und kein Fernsehen, esse mein angebautes Gemüse und backe Brot und Kuchen selbst. Urlaub gibt es nicht und neue Klamotten auch nur alle 3 Jahre. Sobald ich aus dem Haus trete, werde ich von ausufernder Werbung, aggressiven Autofahrern und Konsumterror verfolgt. In den öffentlichen Verkehrsmitteln Dresdens muss ich den vollen Fahrpreis zahlen, was ich mir nicht leisten kann und will. Der Eintritt in die öffentlichen Badeanstalten kostet hier zwischen 3,50 und 4,50 Euro. Nach einigen Jahren Arbeitssuche ist die einzige Stelle, die ich noch bekommen könnte, eine Tätigkeit im Objekt- und Wachschatz für 5 Euro brutto die Stunde.

Markt und Wettbewerb können in meinen Augen nicht mehr tiefer sinken. Aber das interessiert niemanden und ändert auch nichts an meinen Lebensumständen. Ich frage daher Sie und den Autor, was er den 10 Millionen Arbeitslosen, Sozialhilfeempfängern, Frührentnern, ABM- und SAM-Teilnehmern wirklich konkret anzubieten hat. Wissen Sie eigentlich um die Verantwortung, die Sie mit Sätzen wie: „Und wir sind die, die diese Logik und Vorschrift abzuschaffen haben. Nicht mehr und nicht weniger“, auf sich nehmen? Wie können Sie es wagen, uneinlösbare Hoffnungen und sinnlose Illusionen zu wecken, ohne all diesen betroffenen und geschunden Menschen auch nur einen konkreten (von allen täglich zu leistenden) Schritt zu benennen?

Warum zeigen Sie nicht Wege des Widerstandes und des selbstbestimmten Handelns auf? Haben Sie schon mal eine Minute mit dem Gedanken verbracht, wie schwer es für Millionen Menschen ist, unter den o.g. Umständen nur einen einzigen Tag in Würde hinter sich zu bringen? Es gibt wirklich noch viel zu tun. Auch für linke Intellektuelle in diesem Land. Viel mehr, als sie es sich zum jetzigen Zeitpunkt vorstellen können.

Viele Grüße
Rene A. Nitschke

Sehr geehrter Herr Nitschke!

Was ist von einer Gesellschaft zu halten, wo es genug Autos und Getreide, Gummistiefel und Medikamente, Bücher und Dächer gibt, diese aber nicht die Menschen erreichen, weil sie sich immer weniger leisten können? Da stellt sich immer noch und dringender denn je die Frage direkter Aneignung dieser Produkte und Leistungen. Eins wird doch nicht hungern und frieren, nur weil es nicht marktgerecht ist. Was umkommen soll, das ist ein Zwangsverhältnis, das die Menschen drangsaliert und entwürdigt, nicht aber die Menschen. Die sollen genießen können. Heute ist das andersrum. Warum? Weil Gott Markt und Gott Geld herrschen. Aber müssen sie das? Und ist das zwangsläufig? Wenn dem so wäre, dann ist auch die Entwertung und Entwürdigung vieler zwangsläufig, ein Naturgesetz, gegen das man nichts kann oder an dessen Erfüllung man gar selber schuld ist. Ich sage: Keine Sekunde solch Schwachsinn glauben!

Dass Sie das, was Sie nicht bezahlen können, aber was da ist, einfach nutzen (z.B. gratis fahren), darin liegt genau der Ansatzpunkt, der verallgemeinerbar ist. Es ist die krude Frage zu stellen: Was ist da? Was will ich? Wie krieg ich es? Was kann ich beitragen? Gibt es meiner viele? Wo treffe ich sie? Die schier unerträgliche Frage „Was kann ich mir leisten?“ muss zurücktreten hinter diese elementaren Fragen des Lebens. Und kein Vertrauen in irgendwelche Politik, die nichts anderes ist als Gefangener und Verwalter der ökonomischen Sachzwänge.

„Markt und Wettbewerb können in meinen Augen nicht mehr tiefer sinken. Aber das interessiert niemanden und ändert auch nichts an meinen Lebensumständen“, schreiben Sie. Und Sie widerlegen sich in diesem Satz selbst. Sie interessiert es doch, warum meinen Sie, dass es sonst niemanden interessiert? Sitzen Sie und ihresgleichen da nicht einem gewaltigen Irrtum auf? Noch dazu einem, der ganz im Sinne der bürgerlichen Ideologieproduktion ist?

Es wäre eminent wichtig, dass Markt und Wettbewerb nicht mehr als Regulationsinstanz der gesellschaftlichen Kommunikation anerkannt werden, dass die Menschen jene nicht nur verachten (was Sie ja bereits ausdrücken), sondern dass sie sie auch ächten, aus der menschlichen Kommunikation austreiben, sie nicht als Naturgesetz anerkennen, sondern sagen:

Nein, wir wollen wir selbst sein, gemeinsam wie einzeln unsere Früchte genießen, uns aber nicht diesen elendiglichen Verkehrsverhältnissen ausliefern, die uns kaputt machen. Ist das nicht ganz Ihre Rede?

Selbstbestimmung im Kapitalismus kann es eigentlich nicht geben, höchstens man versteht die Markttauglichkeit darunter, was nichts anderes bedeutet als Konkurrenten auszuschalten. Was natürlich nicht heißt, dass es nicht für die Einzelnen notwendig ist, sich auch hier im falschen Leben zurechtzufinden. Aber jede Perspektive, die sich darauf positiv einlässt, also sich zu diesen Notwendigkeiten des Zwangs bekennt, halte ich für verkehrt.

Man soll nicht akzeptieren, was einen kaputt macht. Ich hab nicht mehr anzubieten als den Mut, den Sie selbst entwickeln müssen. Kein Rezept nirgends. Aber dafür auch keine Lüge. Weder eine sozialstaatliche noch eine marktgemäße. Ob „unlösbare Hoffnungen und sinnlose Illusionen“ meinerseits verbreitet werden, kann ich nicht hundertprozentig ausschließen. Ausschließen kann ich aber, dass die offiziellen Versprechungen und Beteuerungen etwas anderes sind, als Sie mir unterstellen. Ich hoffe, der Vergleich macht Sie unsicher.

Es ist nicht so, dass Ihnen da ein Intellektueller gegenüber sitzt, der abgesichert ist und keine sozialen Sorgen hat. Im Gegenteil, ich, 44 Jahre alt, gehöre zu diesen von mir beschriebenen entscherten Individuen. Wovon wir in drei Monaten leben, weiß ich nie so genau. Zur Zeit drosseln wir gerade die Heizung, weil die Kosten uns zu hoch geworden sind. Meine Einkommenskurve verläuft ganz wild, je nachdem, ob es mir gerade gelingt zu publizieren, und je nachdem wie die Zahlungswilligkeit oder -möglichkeit der Auftraggeber ist. Hätte der Freitag nicht eine Kurzfassung meiner „Sozialkritik“ gedruckt, dann hätte ich dafür keinen müden Cent bekommen. Und auch dieses Honorar wird erst im Mai überwiesen. Über die Höhe verliere ich kein Wort, auch kein böses, weil ich weiß, unter welchem finanziellen Druck Zeitungen wie der Freitag stehen. Aber ich geb' schon zu: Wien ist nicht Dresden, und die Sozialleistungen (vor allem die kommunalen) sind noch nicht so schlecht wie in Germany. Aber was nicht ist, darf man schon befürchten.

Mit freundlichen Grüßen aus Wien
Franz Schandl

Zwischen den Zähnen

KANT UND DER KANNIBALE: „KRITIK DER PRAKTISCHEN VERNUNFT“ ALS PRAXIS

von Karl-Heinz Wedel

In der Rechtstheorie ist das Muster seit langem geläufig, nach dem sich von der Ausnahme Grundlegendes für den Normalfall ablesen lässt. Die Taten des Armin Meiwes, bekannt als „Kannibale von Rotenburg“, sind eine solche Ausnahme. Am 30. Januar wurde er wegen Totschlags zu achteneinhalb Jahren Haft verurteilt. Der Stein des Anstoßes, sein Kannibalismus, war nicht justitiabel. Wer über den Hinweis auf die Gesetzeslücke hinausgeht, begibt sich auf ein grundlegendes Feld der Rechtstheorie, das entscheidend von Immanuel Kant geprägt wurde. Kants Schriften gelten gemeinhin als Formulierung einer modernen Moral. Gleichzeitig analysieren sie aber die moderne Konstitution des Rechts. Sie lassen sich als Beschreibung eines Ausnahmezustandes charakterisieren – der „Selbstbestimmung des freien Willens“ –, der notwendig ein, gelinde gesagt, widersprüchliches Verhältnis zur Körperlichkeit hat. Womit sich der Kreis zu Meiwes und seinem „Opfer“ – einem Ingenieur aus Berlin – schließt. In der Beziehung der beiden manifestierte sich der Widerspruch von „freier“ Willensentscheidung und (grenzenloser) Verfügbarkeit über den mensch-

lichen Körper. Der bürgerliche Alltagsverstand weist in der Regel jeden Einwand gegen die Freiheit seiner Willensäußerung als unzulässigen Eingriff in seine Selbstbestimmung zurück. Dass jeder über sein Leben selbst entscheiden könne, ohne Einmischung eines anderen oder des Staates, ist schließlich Inbegriff moderner Selbstverwirklichung. Jeder muss seinen Weg gehen. Warum nicht – als Ausdruck höchster Individualität sozusagen – auch „zwischen den Zähnen (eines anderen) hindurch“, wie es der Verspeiste gegenüber Meiwes ausdrückte? Die freie Selbstbestimmung führt zwar u.a. dazu, dass sich moderne Menschen mit oder ohne Gummiseil von Türmen stürzen; wenn aber einer von ihnen beschließt, seinen Leib schlachten und ausnehmen zu lassen, so befällt die bürgerliche Öffentlichkeit eine gewisse Unsicherheit. Wie bestimmt nun die philosophische Koryphäe und unumstrittene Instanz westlicher Aufklärung das Verhältnis des „freien“ Willens zur leiblichen und sinnlichen Existenz? Gesellschaftliche Geltung, dies macht Kant in der „Kritik der praktischen Vernunft“ unmissverständlich deutlich, kann eine Person allein als Träger des „freien“ Willens beanspruchen. Die Quintessenz der (praktischen) Vernunft, der so genannte „gute Wille“ oder die „Würde eines vernünftigen Wesens“, besteht in der abstrakten Selbstbestimmung, unabhängig vom konkreten Inhalt sinnlicher Gegebenheiten oder Erfahrungen. Sofern sich menschliche Handlungen von sinnlichen Motiven – Leidenschaften, Neigungen etc. – bestimmen lassen, handelt es sich dem Königsberger Philosophen zufolge um „pathologische Triebfedern“ für den menschlichen Willen. Einzig die Orientierung an der Gesetzesform, die ohne konkreten Inhalt bleiben muss, führt zu einem unumschränkt „guten Willen“. Dieser Sachverhalt wird in den meisten Lobreden geflissentlich übersehen, obwohl oder weil er auf ein zentrales, gewaltförmiges Merkmal der Moderne verweist. „Das Wesentliche aller Bestimmung des Willens durchs sittliche Gesetz ist: dass er als freier Wille, mithin nicht bloß ohne Mitwirkung sinnlicher Antriebe, sondern selbst mit Abweisung aller derselben, und mit Abbruch aller Neigungen, sofern sie jenem Gesetz zuwider sein könnten, bloß

durchs Gesetz bestimmt werde.“ Kant formuliert also explizit das Ideal des „freien Willens“ unter Zurückweisung bzw. „Abbruch aller sinnlichen Neigungen“. Die praktische Vernunft, das heißt der „gute Wille“, soll nur durch „sinnenfreies Interesse“ bestimmt sein. Auf welchen konkreten Wunsch sich dieser Wille beziehe, sei in rechtlicher Hinsicht völlig zweitrangig. Für den gefeierten Jubilar drückt sich ein „unumschränkt guter Wille“ gerade in einer „Achtung für etwas ganz anderes als das Leben“ aus. Kants zweifelhaftes Verdienst war es im Gegensatz zum theoretischen Gehalt des derzeitigen Jubeldiskurses, ungeniert die inhaltslose und gewaltförmige Form (des Rechts) zu fordern, in der die sinnliche Wirklichkeit allenfalls als Material für den freien Willen vorkommt. Je weniger es der bürgerlichen Reflexion möglich ist, Kants Philosophie theoretisch adäquat in Beziehung zur bürgerlichen Vergesellschaftung zu setzen, desto mehr scheinen die Individuen praktisch über sie Bescheid zu wissen. Meiwes jedenfalls formulierte sehr präzise, worauf es bei zwischenmenschlichen Beziehungen in der modernen Rechtsform ankommt, nämlich einzig auf die Qualität, (männlicher) Träger eines freien Willens zu sein: „Jeder kann zu seinen Lebzeiten frei über die Verwendung seines Körpers entscheiden, und so könne er sich auch aufessen lassen“, lautete sein Argument beziehungsweise das der Verteidigung. „Er wollte sterben und er wollte gegessen werden“. Er habe sich ausschließlich nach dem Willen und den Wünschen B.s gerichtet. „Ich habe auch immer seine Würde(!) und seine Ehre(!) als Mensch geachtet“.

Wenn der Kern menschlicher Würde nach der „praktischen Vernunft“ ausschließlich die Geltung eines „sinnenfreien“ Interesses voraussetzt, so hätte auch Kant nur für einen Freispruch des Kannibalen plädieren können. Denn schließlich hat der Kannibale jederzeit die „Würde des vernünftigen Wesens“, den „freien Willen“ des Gegenübers anerkannt, auch wenn er es abgemetzgert, zerlegt und aufgegessen hat. „Meiwes und B. hatten“, argumentierte die Verteidigung konsequent „kantisch“, „einen Vertrag geschlossen, den beide erfüllen wollten.“

Kost-Nix-Laden sucht Räumlichkeiten

Die Verwirklichung nicht-kapitalistischer Projekte braucht Zeit und Raum. Ersteres würden wir uns nehmen, zweiteres fehlt uns noch für die Realisierung des ersten Kost-Nix-Ladens in Wien. In einem Kost-Nix-Laden können nützliche Gegenstände abgegeben und abgeholt werden. Geplant ist auch die Einrichtung einer offenen Werkstatt und eines Volkküchen-Cafes. Wer könnte Räumlichkeiten ab 100 m², am besten gratis oder zu sehr günstigen Konditionen zur Verfügung stellen oder hat Ideen/Informationen, wie man zu derartigen Räumlichkeiten kommen könnte?

Kontakt: ejf@gmx.net
Homepage: www.geldlos.at

Das Kampfhundsyndrom

KURZER VERSUCH ÜBER EINE VERHEERENDE ALLTÄGLICHE UNAUFFÄLLIGKEIT IM KRITISCHEN BETRIEB

von Lorenz Glatz

Schatten an der Wand

In Wirklichkeit ist es nicht ganz leicht so mitten in der Gesellschaft darüber zu reden und zu schreiben, obwohl es viele tun und auf die Schwierigkeit nicht wirklich achten. Wer sich nämlich theoretisch zu Vorgängen und Zuständen in der Gesellschaft äußert, erst recht wer nicht wie meinereins in diesen Künsten eher dilettiert, sondern daraus wirklich Wissen schaffen will, der pflegt meist von sich abzusehen, er (weil Theorie entgegen der Grammatik vor allem männlich ist) nimmt seinen Platz im Jenseits ein – und analysiert die Gesellschaft gern so, als wär er nicht dabei. Das ist jedoch fiktiv und führt zu Fiktionen, denn das Jenseits des Denkens ist bloß ein logischer Ort. Wer sich an diesem Ort, als wäre er real, sein Leben einzurichten wähnt, geht in seinem Denken fehl, ist para-noid. Denn von seiner Fiktion aus bleibt sein Ich unentdeckt und alles das im Schatten, was ihm zu nahe steht.

Unser Zugang zur Erkenntnis der Gesellschaft ist nicht zu trennen von unserer Sym-pathie, vom Mitbetroffensein vom Gegenstand der Erforschung. Und jedes Ergebnis, alles, was wir im sozialen Leben allgemein erkennen, analysieren, als widersprüchlich und als Quelle von Leid benennen, kritisieren und als zu Änderndes markieren, ist auch auf uns selber zu beziehen. Dass dieser Rückbezug (die Reflexion) oft ausbleibt, trägt wohl dazu bei, dass der persönliche Umgang auch linker Kritiker der Gesellschaft miteinander und mit anderen nur allzu oft in kaum geringerem Maß als das Verhalten aller anderen auch von allem dem bestimmt ist, was sie an der Gesellschaft kritisieren.

Je näher nämlich auch kritische Denker in ihrem Bemühen dem eigenen Ich und seinem Handeln kommen, desto leichter scheinen sie den heißen Widerschein der eigenen wunden Seele, in deren malträtierte Tiefen das Warensjekt zwecks Wahrung seiner Contenance nicht schaut, mit der Sonne der Erkenntnis zu verwechseln. Im Flackern jener Flammen gerät die Sicht leicht zum Schattenspiel wie in Platons berühmtem Höhlengleichnis. Dort erkennen die Bewohner, mit starren Blicken auf die Höhlenwand, im Feuerschein nur ruhelose

Schatten, diejenigen von Dingen, die hinter ihnen vorbeigetragen werden, sowie den eigenen und die ihrer Mitbewohner. Sie haben keine Ahnung von der Räumlichkeit, den Größenordnungen, den Farben und auch von der Zuordnung der Stimmen nicht, die zu ihnen dringen, sowie von allen darin liegenden Beziehungen und Trennungen – und demgemäß sind ihre Vorstellungen von dem, was sie umgibt.

Pathogen und Pathologisch

Die abstrakte Wertverwertung, der Imperativ, dass eingesetztes Kapital sich ohne Rücksicht auf Mensch und Natur vermehren oder aber verloren gehen muss, kann sich als Prinzip der Warengesellschaft nur verallgemeinern, wenn sie die Psyche der Menschen zu gleicher rücksichtsloser – und leerer – Dynamik transformiert. Alles, was im Lauf der Geschichte Warenform annimmt, tendiert dazu, statt Stillung eines Bedürfnisses ein Surrogat von Befriedigung eines diesem Surrogat angepassten Bedarfs zu werden, damit der Kreislauf von Kauf und Verkauf auf größerer Stufenleiter immer rascher weitergeht. Für den Waren-Menschen darf es keine Ruhe geben, er muss permanent ausrasten, wenn er dem adäquat sein soll. Erfüllung und Genuss werden unerreichbar, Erfolg wird zur lächelnden Verzweigung dessen, der immer noch im Rennen ist. Für ein solches Dasein konstituiert sich das Ich am angepassten als Konkurrenzsubjekt mit Kampfhundqualität. Lebensmut heißt da die Bereitschaft andre rauszubeißen. Ich oder du ist die Parole, ein Wir meint keine Freunde, es definiert sich bloß gegen Feinde, was beiden Seiten ganz geläufig ist. Das Opfer ist nur allzuoft ein unterlegener Täter und schließt sich diesem an, um selber wieder auszuteilen. Wer nicht an irgendjemand Rache üben kann, ist aus dem Spiel.

Dass eine solche Welt pathogen sein muss, ist als allgemeines Faktum so schwer nicht zu verstehen, damit aber, dass Pathologie von Leiden handelt, an denen eins selber krank, lässt sich viel schwerer umgehen, denn „pathologisch“ zu sein, blamiert, schlimmer noch: es ist eine böse Schwäche, ein schlimmer Vorwurf, und was uns da einzig noch zu trösten pflegt, wenn uns Selbst-

erkenntnis überwältigt haben sollte, ist die Hoffnung, dass es Beschämtere und Schwächere gibt (und seien es nur diejenigen, denen eins beweisen könnte, dass ihnen ihr eigener Zustand noch nicht klar ist). Denn wir erleben uns nicht einfach als angesehen, geliebt, missachtet und gehasst, sondern ganz wesentlich als mehr oder weniger als andere davon betroffen, im Korsett eines beständigen Komparativs, der unsere Eigenart nach anderen bemisst. Diese Gesellschaft ist nämlich so konstruiert, dass dein Unvermögen mich erst erfolgreich macht und dein Unglück nur durch mein größeres Leid noch lebbar ist.

Das mag in dieser Allgemeinheit einleuchten, doch wie eins mit dieser Lebensfeindschaft im eignen Leben umgeht, ist damit noch lange nicht gelöst. Der Analytiker mag Zustand und Zusammenhänge sehen und treffend drüber sprechen – und doch das Muster in sich selbst im Dunkeln lassen. Aus der Sicht des Schreibers und Publizisten ist dieses Nicht-Beleuchten auch

Transformationsclub der Streifzüge

Eine Mitgliedschaft im Transformationsclub der Streifzüge kostet 100 Euro pro Jahr, zahlbar auf einmal oder per vierteljährlichem Dauerauftrag. Für den Beitritt wird man selbstverständlich belohnt: Es gibt ein auszuwählendes Schriftstück als Einstandsgeschenk und darüber hinaus alle aktuellen Buchpublikationen, wo eins von uns beteiligt ist, sei's als Autor oder Mitautor, gratis. Das Abo der Streifzüge ist selbstverständlich inbegriffen, ebenso die Zustellung mehrerer Exemplare der aktuellen Nummer bzw. aller noch erhältlichen Einzelhefte. Einen Kriterienkatalog senden wir gerne zu. Schreiben oder mailen Sie uns ganz einfach:

Kritischer Kreis, Margarettenstraße 71-73/23, A-1050 Wien oder:
streifzuege@chello.at
Wir reagieren prompt.

leicht verständlich – der Rückbezug ist kein Licht fürs Publikum, er drängt ins eigne Leben, was oft recht schmerzhaft ist. Und es ist keineswegs gesagt, dass so ein denkender und schreibender Mensch sich auch hier darum bemüht, eine Leuchte zu sein. Hier ist eins gern einmal privat, wenn der Vortrag gehalten oder der Computer heruntergefahren ist – und er wieder auf sich selber und die anderen losgelassen ist – und die anderen auf ihn.

Schämen und Beschämen

So bleibt der Kritiker trotz all seiner jenseitigen Erkenntnis überwältigt von seiner diesseitigen Unterworfenheit (Subjektivität) unter das, was er nur im Allgemeinen kennt. Wenn er wieder „hinaus ins feindliche Leben“ muss, wird ihm, was er an Erkenntnis hat, unter der Hand zu einer scharfen Waffe, sobald Gelegenheit sich bietet. So viel anderes hat ein Theoretiker ja wirklich nicht zur Hand, um sich für die Kampfarena tauglich zu machen, wenn er sich im modernen „bellum omnium contra omnes“ behaupten will, als Formulierungskunst, Auftreten und – nicht selten ein Kick nach oben in der Bewertung – Bereitschaft zum Verletzen. Erkenntnis, Wissenschaft formuliert sich im banalen Alltag nicht ungern als Sieg im Kampf gegen Ignoranten und Beschränkte, die der verdienten Lächerlichkeit preisgegeben sind. Wenn eins sich damit auf Märkten gut verkauft (ob die nun so heißen oder bloß so funktionieren), ist die Versuchung, sich in Visier und Rüstung die Selbsterkenntnis zu verbauen umso größer. Umgekehrt beschränkt auch die Furcht vor der Häme der „Gegenseite“ Horizont und Fortgang der (Selbst)Erkenntnis. Zugleich wird auch die „eigene Seite“ von der Konkurrenz verheert. Sich lächerlich machen kann eins im intimsten Kreis. Kampfhunde beißen auch im eigenen Rudel.

Auch wer all das bloß im Einzelfall beklatscht oder nur leidet, wegschaut, bagatellisiert, ein wenig doch versteht, Appeasement übt oder auf eine der tausend andern Arten die Augen zumacht (bis eins selber vielleicht auch noch Gelegenheit erhält zum Biss), tut bei dem Treiben mit, und dieses Treiben schädigt mit dem Zerreißen des Zusammenhangs von Ich und Gesellschaft durch das Verweigern der Analyse des Ichs die Erkenntnis der Gesellschaft und die Aussichten sich und sie zu ändern.

Heilung, Rebellion und gutes Leben

Auf der Ebene des Individuums ist wohl die unverständene, uneingestandene, not-

wendig unbefriedigte, hoffnungs- und schrankenlose Gier des Warenmenschen nach Zuneigung und Angesehen-Werden der Treibsatz solcher sozialen Destruktivität und der damit verbundenen Kastration von Erkenntnis. Doch gibt es auf dieser Ebene überhaupt Hoffnung auf Besserung? – Ein allgemeiner Ansatzpunkt aus der Malaise herauszukommen ist wohl, dass das Individuum in seiner Warensubjektivität so wenig aufgeht wie die Gesellschaft im Wertverhältnis. Neuland zu gewinnen ist also denkbar und die Energie dazu als potentielle durchaus vorhanden. Als solche ist sie doppelköpfig – es ist dieselbe wie die der Destruktivität, sie liegt im Leid an den Verhältnissen in mir selbst. Kommt sie für Seelenheilung in Bewegung, kann sie zum Licht werden, das die eigene Krankheit sichtbar macht, die unerlaubte, mühsam oder routiniert versteckte Auszehrung und Schwäche. Als landläufige Psychotherapie gilt Seelenheilung als ein immanentes Verfahren der Nachjustierung, der Nachrüstung für das „Survival of the Fittest“. In kritischer Absicht müsste sie die Erklärung des Leidens, das Individuen sich und anderen ganz alltäglich antun, aus der Destruktivität unserer Anpassungsleistung (ob noch einigermaßen funktional oder schon ganz defekt) an Verhältnisse, die menschen-

feindlich sind, leisten und Wegmarken der Rebellion gegen die Kränkung setzen, die aus jenen stammt. Die unerkannte Krankheit unserer Psyche behindert auch den Prozess der Erkenntnis, was denn ein gutes Leben für uns sei, verlegt die Suche nach dem Wohlbefinden, leitet uns um auf den „Weg zum Sieg“.

Schon die ersten Schritte eines Heilungsprozesses können wir jedoch nicht in Vereinzelung tun, sondern nur im Rahmen und Schutz von Vertrauen und Gemeinschaft schafft es eins sich auf diese Ebene der theoretischen und praktischen Kritik einzulassen, sie zu beziehen und auszubauen. Wird dies ignoriert, bricht früher oder später die Destruktivität durch gegen alle „instrumentelle Vernunft“ und „Sachlichkeit“, ja sie hämmert aus ihnen noch die Messer. Wann auch immer Menschen kritische Gedanken fassen, wo und wie auch immer eine soziale Befreiungsbewegung sich formiert – wir werden nicht weit kommen, unseren Zusammenhang untereinander nicht gewinnen und nicht wahren können ohne kritischen Blick in und ohne den Prozess der Heilung von uns selbst. Ich denke nicht zuletzt so, weil ich mich ein wenig kenne und in alledem, was ich hier schreibe, auch selbst als Täter-Opfer befangen bin und nach Befreiung suche.

2000 Zeichen *abwärts*

Alles was Recht ist

Der Kaprun-Prozess endete, was im Übrigen nicht unerwartet war, mit Freisprüchen. Niemand ist schuld am Unglück, das über hundertfünfzig Menschen das Leben kostete. Was ebenso nicht unerwartet kam, war der allgemeine Aufschrei; es kann von den Hinterbliebenen nicht akzeptiert werden, dass niemand verantwortlich gemacht und zur Rechenschaft gezogen werden kann.

Was uns interessiert, ist aber der Grund für diesen Aufschrei: Was ist mit den Leuten geschehen, dass sie nicht mehr ein Unglück akzeptieren können?

Was mit ihnen passiert ist, war die bürgerliche Sozialisation. Hineingeboren in eine Gesellschaft, die im Grunde alles für möglich hält (unter der Einschränkung, es sei ausreichend finanzierbar), aufgewachsen in einer Gesellschaft, die alles herleitbar von Naturgesetzen und daraus abgeleiteten menschlichen Gesetzen hält, tätig in einer Gesellschaft, die ein jedes für den Schmied seines Glücks hält und alle ande-

ren für die Schmiede seines Unglücks, können diese Leute die Katastrophe nur als Verschulden sehen, sei es eigenes oder fremdes, sei es auch nur die mildeste Form der Fahrlässigkeit.

Dass irgendwer an irgendetwas schuld sein muss, namhaft gemacht werden kann und in der Folge zur Rechenschaft gezogen wird, gilt als eine der Errungenschaften der bürgerlichen Vergesellschaftung. Sie hat zwar zum Tod von Monarchen geführt, damit aber sofort auch ihre Beschränktheit aufgezeigt.

Wenn wir nun sehen, wie nach Schuldigen gesucht wird, wenn uns glauben gemacht wird, dies würde der Trauer und Verletzung der Hinterbliebenen ein Ende setzen, was soll das nun für eine Welt sein?

Der Aufschrei, es gäbe keine Gerechtigkeit, das Urteil sei eine Schande, verweist auf zweierlei: auf eine Gesellschaft, die, wenn nur ein guter Grund genannt wird, alles erträgt, was ihr zugemutet wird, und auf eine Gesellschaft, die sich der Sünde der Hybris schuldig macht: die im Wahn lebt, alles sei machbar, jeder Fehler sühnbar und alles Geschick Menschenwerk.

G.W.

Nachhaltiger Kapitalismus?

2. TEIL: DIE GÄNGIGEN LEITBILDER DER NACHHALTIGKEIT UND IHRE SCHWÄCHEN

von Andreas Exner & Ernst Schriegl

Wer sich im Diskurs der Nachhaltigkeit ein bisschen umhört, hört eigentlich fast immer dasselbe. Der Glaube an die „ökologische“ oder gar die „ökologisch-soziale Marktwirtschaft“ beherrscht das Feld. Dessen Botschaft lautet so: Die Gegensätze zwischen Wirtschaft und Ökologie können ausgeräumt werden. Wer diese Annahme einmal akzeptiert hat, sieht in allem Weiteren dann in der Regel kein Problem. Guten Willen immer vorausgesetzt, versteht sich.

Nachdem wir uns im ersten Teil unserer Serie einigen Grundlagen der Debatte um die Nachhaltigkeit – mit Schwerpunkt auf der Problematik des Wirtschaftswachstums – gewidmet haben, wollen wir uns im zweiten Teil die gängigen Auffassungen zur Nachhaltigkeit und zu einem ökologischen Umbau der Gesellschaft näher ansehen. Seit den Geschehnissen rund um die UNO-Konferenz in Rio de Janeiro 1992 hat der Diskurs der Nachhaltigkeit in Amtsstuben und Wirtschaftsetagen Einzug gehalten. Dort wird die Debatte um ihre ursprünglich enthaltenen kritischen Aspekte immer mehr verkürzt und zunehmend auf die Legitimation neoliberaler Politik verpflichtet.

871 mal nachhaltig

Ein gutes Beispiel dafür bietet die österreichische Nachhaltigkeitsstrategie¹, die, wie es in der Einleitung heißt, „von einer Arbeitsgruppe aus rund 40 Vertretern der Ministerien, Länder und Gemeinden, Sozialpartner, Interessensvertretungen und NGO-Plattformen...“ erstellt und von der Bundesregierung im April 2002 beschlossen wurde. Das Vorwort stellt den Zweck des auf 182 Seiten nachhaltig ausgebreiteten Ergebnisses unmissverständlich klar. Drei Absätze nach der bekannten Brundtland-Definition besagter Nachhaltigkeit hält die Bundesregierung fest, dass die „vorliegende Strategie einen wichtigen Beitrag zum neuen, strategischen Ziel der EU“ leiste, nämlich sich bis 2010 „zum wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wis-

sensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt (zu) entwickeln – einem Wirtschaftsraum, der fähig ist ein dauerhaftes Wirtschaftswachstum mit mehr und besseren Arbeitsplätzen und einem größeren sozialen Zusammenhalt zu erzielen.“

Die Ausrichtung der Nachhaltigkeitsstrategie an der Generallinie von Sicherung und Ausbau der Wettbewerbsfähigkeit wird – noch vor allen weiteren Konkretisierungen – in einem Abschnitt über „Solide öffentliche Finanzen als Basis für eine nachhaltige Entwicklung“ weiter ausgeführt. Unter dieser Headline verstehen die Verfasser der Strategie selbstredend „solide Staatshaushalte, keine neuen Schulden“, sowie eine „steuerliche Entlastung der Bevölkerung“, wobei „der Staatshaushalt (...) vor allem über ausgabenseitige Maßnahmen in Ordnung gehalten werden“ soll. Keine Nachhaltigkeit ohne Nulldefizit also. Dabei ergeben sich nicht zuletzt vielfältige Kombinationsmöglichkeiten des Adjektivs „nachhaltig“, das im Bericht übrigens stolze 871 Mal in Erscheinung tritt, mit Substantiven wie „Erfolg“, „Verschuldungsquote“ und „Staatsfinanzen“. Wir befinden uns augenscheinlich in bester Brundtland'scher Tradition, können sich unter der nachhaltig neoliberalen Staatsdoktrin doch „künftige Generationen auf die Lösung ihrer eigenen Probleme konzentrieren, ohne erst die Schulden ihrer Vorfahren abarbeiten zu müssen.“

Das Feld der Handlung: Lebensstil

Die Strategie gliedert sich in vier „Handlungsfelder“ – „Lebensqualität in Österreich, Österreich als dynamischer Wirtschaftsstandort, Lebensräume Österreichs und Österreichs Verantwortung“ – mit je fünf „Leitzielen“. Im Handlungsfeld „Lebensqualität“ wird für weniger bzw. anderen Konsum, für mehr Beschäftigung und eine neoliberal codierte „Anpassung“ der Sozialsysteme im Namen der „Gerechtigkeit zwischen den Generationen“, für Gleichberechtigung von Frauen und Männern, mehr bzw. andere Bildung sowie eine Bekämpfung von Armut plädiert. Bezeichnend ist die Chronologie der Strategie. Nach den einleitenden Klarstellungen, woher der Staat den Most holt, rückt so-

gleich der „individuelle Lebensstil“ ins Visier: „Durch Verhaltensangebote und ein Aufzeigen der Konsequenzen des eigenen Verhaltens soll allen gesellschaftlichen Akteuren ihre Verantwortung für Nachhaltige Entwicklung verdeutlicht werden.“ Die liegt zu allererst einmal darin, weniger zu konsumieren beziehungsweise den Konsum – erraten – „nachhaltig“ zu gestalten. Die Bevölkerung ist von falschem „Konsumentenbewusstsein“ zu befreien: „Im Mittelpunkt des angestrebten Wertewandels steht die Widerlegung der derzeit herrschenden Gleichsetzung von Güterkonsum mit Wohlbefinden.“

Man mag es kaum für möglich halten, doch dem Verzicht auf Warenkonsum soll auch die Warenproduktion verpflichtet sein, weshalb „auf eine möglichst hohe Teilnahme der Betriebe sowie die aktive Einbindung der Wirtschaft und hier insbesondere der Werbung als zentraler Multiplikator für Lebensstile und Konsummuster (...) besonders zu achten“ ist. Im anschließend formulierten Leitziel Numero zwei, „Entfaltungsmöglichkeiten für alle Generationen“, werden dann Staatsfinanz und Lebensstil zusammengeführt: „Soziale Nachhaltigkeit setzt engmaschige, leistungsfähige und gerechte Sozialsysteme und die Sicherung des Generationenvertrages voraus. Leitprinzip sollte dabei die eigenständige Absicherung für alle Menschen durch das öffentliche Sozialsystem sein.“ Die Betonung liegt hier auf dem Wörtchen „eigenständig“, denn: „Dazu sind Modelle und Vorkehrungen im Bereich der Kranken-, Arbeitslosen- und Pensionsversicherung zu präzisieren und ergänzend auch Modelle der Eigenvorsorge weiterzuentwickeln.“. Selbst vor arbeitslosen Mitmenschen kennt die Nachhaltigkeit keine Zurückhaltung: „Um der Entstehung von Armut entgegen zu wirken, sind sowohl eine leistungsgerechte Verteilung von Einkommen und Arbeit als auch eine aktive Arbeitsmarktpolitik erforderlich.“

Nachhaltig wettbewerbsfähig

Während es sich im Handlungsfeld „Lebensqualität“ neben Appellen zu individueller Verhaltensänderung und politischen Leerformeln vor allem um neoliberale Sozi-

alpolitik dreht, kommt das daran anschließende Handlungsfeld auf die Ökologisierung der Wirtschaft zu sprechen. Schon der Titel sagt alles: „Österreich als dynamischer Wirtschaftsstandort. Erfolg durch Innovation und Vernetzung.“ Wir lesen: „Das übergeordnete Ziel eines nachhaltigen Wirtschaftsstandortes ist es, den heutigen und künftigen Generationen ein qualitatives und vom Ressourcendurchsatz entkoppeltes Wirtschaftswachstum, mit mehr und besseren Arbeitsplätzen, soziale Sicherheit sowie eine gesunde und intakte Umwelt langfristig zu sichern.“ Maßgeblich sei dabei die Orientierung am Modell der Sozialen Marktwirtschaft. Allerdings müssten, „um die Marktkräfte für die erforderliche Steigerung der Ressourcenproduktivität zu nutzen, (...) die sozialen und ökologischen Kosten des Naturverbrauchs schrittweise internalisiert werden. Nachhaltiges Verhalten muss künftig auch deutliche ökonomische Vorteile bringen (...)“ Dieser Satz bringt die grundlegende Prämisse einer ökologischen Marktwirtschaft auf den Punkt.

Die fünf Leitziele einer nachhaltigen Wirtschaft benennt der Bericht wie folgt: „Innovative Strukturen fördern Wettbewerbsfähigkeit“, „Ein neues Verständnis von Unternehmen und Verwaltung“, „Korrekte Preise für Ressourcen und Energie“, „Erfolgreiches Wirtschaften durch Ökoeffizienz“ sowie „Nachhaltige Produkte und Dienstleistungen“.

Die besten am Markt verfügbaren Technologien sollen demnach eine Ressourceneinsparung um den Faktor drei oder vier erreichen lassen. Man ist sich zwar bewusst, dass das fortlaufende Wirtschaftswachstum Einsparungsanstrengungen kompensiert, eine Lösung für dieses grundsätzliche Problem wird aber nicht einmal diskutiert. Stattdessen ergeht sich das Papier in nebulösen Formulierungen, aus denen lediglich klar wird, dass der Profit klar sein muss: „Standen bisher technologische In-

novationen im Vordergrund, so schaffen integrierte Systemlösungen mehr Raum für nachhaltige Lösungen und bieten neue Chancen für österreichische Unternehmen und den Wirtschaftsstandort Österreich.“ Nachdem „nachhaltige Entwicklung (...) nur auf Basis einer erfolgreichen und wettbewerbsfähigen Wirtschaft möglich“ ist, sei die Verwaltung an den Erfordernissen der unternehmerischen Wettbewerbsfähigkeit auszurichten. Die Ausweitung von freiwilligen Vereinbarungen und Selbstverpflichtungen zur Einhaltung umweltrelevanter Vorgaben wird angestrebt.

Der Bericht stellt fest: „Nachhaltigkeit erfordert eine Internalisierung der ökologischen und sozialen Kosten.“ Die Nachhaltigkeitsstrategie plädiert daher für die Einführung von Steuern auf den Verbrauch von Ressourcen und Energie bei gleichzeitiger steuerlicher Entlastung des „Faktors Arbeit“. Der Einsatz von weiteren Instrumenten wie Umwelthaftungspflicht und Handel mit Emissionslizenzen wäre „zu überprüfen“. Auch bestehende Subventionen sollen unter dem Aspekt der Nachhaltigkeit (was immer darunter nach all dem Gesagten zu verstehen sein mag) „überprüft werden“. Weiters spricht sich das Strategiepapier noch für eine ökologische Modernisierung des Verkehrswesens und die Förderung von Ethik- und Öko-Investmentfonds aus.

Unter dem Leitziel „Ökoeffizienz“ versteht die Strategie „eine weitere deutliche Steigerung der Ressourceneffizienz, die verantwortungsbewusste Schließung von Stoffkreisläufen“ sowie den „möglichst weitreichenden Einsatz erneuerbarer Rohstoffe und Energien“. Warum aber sollten wir das alles bloß in Angriff nehmen? Die Antwort: „Wird dies bei der Gestaltung von Produktionsprozessen, Produkten, Dienstleistungen und Infrastrukturen berücksichtigt, bietet sich die Chance, die Wertschöpfung und Beschäftigung im Inland zu erhöhen, regionale Standortvorteile zu nutzen und Exporterfolge mit ökoeffizienten und nachhaltigen Technologien zu erzielen“. Sie „können zur Reduktion der Importabhängigkeit beitragen und werden auch damit zum Wettbewerbsvorteil Österreichs und seiner Betriebe“. Der Clou der Ökoeffizienz: „Ökologisch Sinnvolles trägt damit zum Profit der Unternehmen bei.“ Das Handlungsfeld „Österreich als dynamischer Wirtschaftsstandort“ schließt mit dem Leitziel, „nachhaltige Produkte und Dienstleistungen (zu) stärken“. Das bedeutet laut Bericht, fair gehandelte Produkte zu kaufen, Umweltgütesiegel auszubauen, im öffentlichen Beschaffungswesen die „Um-

weltgerechtigkeit der Leistungen“ zu berücksichtigen, eine „weniger ressourcen- und energieintensive Lebensführung“ anzustreben, und im Übrigen auf die Wettbewerbsfähigkeit der österreichischen Tourismusindustrie zu achten.

In all diese Kerben der österreichischen Nachhaltigkeitsstrategie schlägt auch der globalisierungskritische Flügel der Nachhaltigkeitsdebatte: So „...könnte die EU, anstatt sich archaisch an Kohlekraftwerke, Zementfabriken und Transitrechte zu klammern, ihre Kreativität und Innovationskraft auf nachhaltige Wirtschaftsbereiche lenken: ökologische Landwirtschaft, Energieeffizienz (halber Verbrauch bei gleichem Komfort), erneuerbare Energieträger (brauchen keine Emissionszertifikate), nachwachsende Rohstoffe, Kreislaufwirtschaft, intelligente Mobilitätslösungen, biologisch abbaubare Chemikalien, kompostierbare Verpackungen etc.“² Dass ein zweifellos notwendiger und wünschenswerter ökologischer Umbau mit einer „dynamisch“ wachsenden Wirtschaft – insbesondere in einer langfristigen Perspektive – nicht kompatibel ist, haben wir im ersten Teil dieser Artikelserie zu argumentieren versucht.

Nachhaltig neoliberal?

Klar ist, dass die österreichische Nachhaltigkeitsstrategie, ganz in Übereinstimmung mit dem Mainstream der Nachhaltigkeitsdebatte, einen grundsätzlichen Konflikt zwischen ökologischen und ökonomischen Zielen ausblendet, ja die Umsetzung der ökologischen Reformen durchgehend mit der Sicherung bzw. Steigerung von Profit und Konkurrenzfähigkeit argumentiert. Interessensgegensätze zwischen gesellschaftlichen Gruppen werden zwar erwähnt, es wird allerdings davon ausgegangen, dass zur Erreichung von Nachhaltigkeit „Win-Win-Situationen“ herzustellen wären. Wo Zweifel an der ökologischen Wirksamkeit der vorgeschlagenen Maßnahmen aufkommen könnten, wird an den Staat und die KonsumentInnen appelliert und die Notwendigkeit individueller Verhaltensänderungen strapaziert. Es kann daher nicht verwundern, wenn Umwelt- und Landwirtschaftsminister Josef Pröll, angesprochen auf Kritik an seiner Klimaschutzpolitik, meint: „Ich verstehe diese Kritik an unserem Klimapakt nicht. Ich habe versucht, Nachhaltigkeit umzusetzen, also wirtschaftliche und ökologische Komponenten zu verknüpfen.“³

Die Nachhaltigkeitsstrategie ist ein beinahe lupenreines Programm neoliberaler



Umgestaltung, in dessen Zentrum Sozialabbau, Wettbewerb, Standortsicherung und Wachstumspolitik stehen. Die wenigen ökologisch und sozial interessanten Aspekte („Gut leben“, „Teilen statt Haben“, „Geschlechtergleichstellung“...) sind daher nicht anders als als bloße Worthülsen zu verstehen. Deren tatsächlicher Inhalt kann problemlos das genaue Gegenteil dessen sein, was wir – ein gerütteltes Maß an Blauäugigkeit vorausgesetzt – mit gutem Willen damit verbinden mögen. So ist es nicht zu weit hergeholt, die Betonung des Konsumverzichts etwa in der Rechtfertigung von Lohnkürzungen enden zu sehen; einmal davon abgesehen, dass die Nachhaltigkeitsstrategie dieses schwachbrüstige Konzept mit dem Beharren auf Wachstum, Werbung und Betriebswirtschaft schon selbst zu konkreter Karriere weiß. Ungeniert wird die „Sorge um zukünftige Generationen“ gegen die bestehende, solidarische Form der Alterssicherung ins Treffen geführt. Die von Isolation und Konkurrenz geprägte Struktur des bürgerlichen Gegeneinanderlebens wird dabei mit der Anrufung einer „gemeinsamen Verantwortung“ zu überspielen gesucht, womit der Nachhaltigkeitsdiskurs auch die Funktion erfüllen soll, ein sekundäres Zusammengehörigkeits- und Gemeinschaftsgefühl zu stiften, das die Nachhaltigkeitsstrategie über weite Strecken national bestimmt. Angesichts der schwierigen Aufgabe, Unvereinbares zu vereinbaren, nimmt es nicht mehr wunder, dass der Bericht Kooperation und Konkurrenz, also zwei entgegengesetzte Prinzipien, im Dienste der Nachhaltigkeit an einem Strang ziehen sieht.⁴

Die österreichische Nachhaltigkeitsstrategie zeigt exemplarisch, wie es der neoliberalen Ideologie unter den Vorzeichen der ökologischen Krise gelingt, die seit den siebziger Jahren andauernden Versuche einer Lösung der Verwertungskrise des „langen Abschwungs“ mit den Zielen der Neuen Sozialen Bewegungen zu legieren; von Kreativität, Ganzheitlichkeit und Flexibilität über den Feminismus bis hin zum Engagement für die Dritte Welt und einem ökologischen Kurswechsel. Sie ist eine Illustration von „Sustainable Development als Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens“, wie Ulrich Brand und Christoph Görg es formuliert haben.⁵ Dieser Befund gilt also nicht nur für das Strategiepapier der Bundesregierung, sondern ist ein Strukturmerkmal des Nachhaltigkeitsdiskurses als solchem. Die „Sustainability“, der etwa das renommierte Forschungsinstitut SERI (Sustainable Europe Research Institute) seine Theoriebildung und Politikberatung

widmet, bedeutet in ökonomischer Hinsicht schlicht „Safeguarding Competition and Prosperity“.⁶ Stellvertretend für viele ist auch die Position des deutschen Klimaexperten Mojib Latif in „Hitzerekorde und Jahrhundertflut“: „Die Herausforderung der kommenden Jahrzehnte wird die Energiefrage sein. Wer bei der Entwicklung der regenerativen Energien nicht führend ist, wird die eigene wirtschaftliche Wettbewerbsfähigkeit vollends verlieren. Wir müssen daher ein unmittelbares Interesse daran haben, auf diesem Gebiet Vorreiter zu sein. (...) Nur wenn wir (...) wirklich innovativ sind, haben wir die Möglichkeit, unter den Bedingungen der Globalisierung im internationalen Wettbewerb mithalten und damit auch unseren Wohlstand zu sichern.“⁷ Der Dunstkreis von Attac bewegt sich in derselben argumentativen Schleife. Christian Felber, Gründungsmitglied und langjähriger Pressesprecher von Attac-Österreich, kritisiert die Klimapolitik von Martin Bartenstein wie folgt: „Die Umstellung auf ein nachhaltiges Wirtschaftsmodell würde ein Vielfaches jener Arbeitsplätze schaffen, die Bartenstein mit dem Verzicht auf Klimaschutz zu retten vorgibt. Dieser Weg wäre ökologisch zukunftsfähig und global verträglich (anstatt exklusiv und terror- und kriegsbegründend). Und er wäre – Überraschung! – sogar standorttauglich, denn die EU hätte den von Bartenstein bemühten ‚first mover advantage‘.“⁸

Diese Kombination aus originär ökologischem und neoliberalen Diskurs prägt schon den 1990 erschienenen Markstein der Ökosteuer-Diskussion: „Für eine ökologische Steuerreform. Energiesteuern als Instrumente der Umweltpolitik.“⁹ Ein Leitmotiv der in diesem Sammelband publizierten Beiträge ist die Sicherung der internationalen Wettbewerbsfähigkeit durch frühzeitige Investition in ökoeffiziente Technologie. Ein in seiner affirmativen Offenheit besonders schlagendes Beispiel dafür gibt der Text von Hans Peter Aurbauer: Die Ökosteuer „passt die Wirtschaftsstruktur an internationale Rahmenbedingungen an, die langfristig durch die Verteuerung von Energie und Rohstoffen, aber auch durch einen erbitterten Konkurrenzkampf um mehr Wertschöpfung und Innovation gekennzeichnet sein werden“.¹⁰ Einige der Texte widmen sich dem Beitrag von Ökosteuern zur Lösung der Finanzierungskrise der Altersversorgung, die auf „demografische Probleme“ zurückgeführt wird. Ohne hier die tatsächliche Relevanz der Demografie diskutieren zu wollen, sei zumindest erwähnt, dass damit ein

Argument vorweggenommen wird, das erst heute seine volle Durchschlagskraft zur Durchsetzung des Prinzips der Eigenvorsorge entfaltet. Dem Beitrag von Arthur Braunschweig ist immerhin zugute zu halten, dass er die – eigentlich nahe liegende – Möglichkeit einer Kürzung der Pensionsversicherungsleistung nicht einmal der Erwähnung wert fand. Die Notwendigkeit, Einnahmen zur Rentenfinanzierung zu lukrieren, galt dem Autor 1990 offenkundig noch als sakrosankt und wurde mithin als ein starkes Argument für die Ökosteuer betrachtet¹¹, nach dem Motto: „Von irgendwoher muss das Geld ja kommen.“ Eines der Kernelemente neoliberaler Wirtschafts-ideologie kehrt in den Artikeln immer wieder und ist nach wie vor fixer Bestandteil der Argumentation für eine Ökosteuer: Die hohen Löhne seien schuld an der Arbeitslosigkeit. Eine Absenkung der Lohnnebenkosten im Zuge der ökologischen Steuerreform führe daher zu vermehrter Beschäftigung. Nicht anders lautet die heute gängige Begründung aggressiver Lohnsenkungspolitik, von Sozialdumping und Arbeitsmarktderegulierung.

An diesem Beispiel lässt sich unter anderem demonstrieren, wie der Gestus neoliberaler Konkurrenz- und Mangelideologie frühzeitig im ökologischen „Überlebensdiskurs“ der Achtziger eingeübt wird. In der alltäglichen Sicht der Käufer und Verkäufer, und erst recht in der Sicht der neoliberalen Ideologie, werden die auf den menschengemachten Zwängen der abstrakten Geld- und Warenform beruhenden Verknappungen als naturgegeben betrachtet. Im Sinne des „Survival of the Fittest“ werden sie „biologisch“ legitimiert.¹² Der Mensch sei nun einmal zum Kampf geboren, seine Lebenswelt sei primär lebensfeindlich und von Mangel bestimmt, die Konkurrenz ums Überleben in seinen Genen festgeschrieben. In einer genuin ökologischen Sicht geht es hingegen um rein stofflich-konkrete Begrenzungen oder menschenverursachte Mangelsituationen, beispielsweise die Degradation von Regenwaldgebieten, den Verlust an fruchtbarem Boden, das Schwinden von Pufferkapazitäten für Schadstoffe, das Artensterben usw. Die Zusammenführung der beiden im Grunde ganz verschiedenen Sichtweisen und Problemstellungen von Geldökonomie und Stoffökologie ergibt eine gefährliche Perspektive. Es fehlt das Verständnis für den Unterschied zwischen den abstraktegeisterhaften, finanziellen Knappheiten unserer „zweiten Natur“, und jenen konkretstofflichen Gegebenheiten der „ersten Natur“, die uns nun als „Naturkatastrophen

aus zweiter Hand“ heimsuchen. Die Ursache dieser „gesellschaftlichen Naturkatastrophen“ (Robert Kurz) wird kaum je im Wirken jener „zweiten Natur“ der blinden Marktgesetze erkannt. Vielmehr werden sowohl die ökonomisch-soziale als auch die ökologische Krise so begriffen, als wären sie auf allgemeine Defizite der menschlichen Gattung und unabänderliche Naturschranken zurückzuführen.

Dem Bild von Menschen, die nach Jahren „sozialistischer Verschwendung“ nun gegeneinander um das Überleben und einen schrumpfenden Reichtumskuchen kämpfen müssen, entspricht so die ökologisch motivierte Betonung des Mangels, die Notwendigkeit des Verzichts nach Jahren „konsumistischer Verschwendung“ und das Bedrohungsszenario „überbordenden Bevölkerungswachstums“ im Süden. Beiden gemeinsam ist die Berufung auf Naturgesetze, auf angeblich objektiv bestimmbare, unabänderliche Zwänge und die ideologisch wichtige Instrumentalisierung der Biologie. „Das Boot ist voll“, so lautet denn die gemeinsame Schlussfolgerung. Die Menschenfreundlichkeit der Gesinnung erweist sich bloß noch daran, ob man lieber die Überzähligen, also „die Anderen“, aus dem Boot wirft, oder der Menschheit eine kollektive Abmagerungskur verordnet.

Anstatt die Frage einer Überwindung der Warenform und ihrer „Naturgesetze aus zweiter Hand“ zu stellen, wird das in Frage gestellt, was dieser Form und ihren Gesetzen nicht mehr gehorcht. Nicht die Form des abstrakten „Reichtums“, der als ökonomischer Wert, als Ware und als Geld erscheint, wird als tiefere Ursache der Naturzerstörung erkannt. Vielmehr wird der konkrete, fühl- und genießbare Reichtum als der eigentliche Teufel an die Wand gemalt, dem nur mit „Verzicht“ noch beizukommen sei. Aber Verzicht worauf? Die Form der Ware soll ja bleiben. Darauf zu verzichten, das fällt kaum wem ein. Keinesfalls dem Tauschwert soll es an den Kragen. Den Gebrauchswert will man da schon eher rationieren.

Dabei gerät schlussendlich völlig aus dem Blick, dass eine echte Ökologisierung nicht notwendigerweise im Verzicht auf Genuss bestünde, sondern vielfach gerade im Abschied vom Genussverzicht. Autofreie Städte etwa wären eine der größten vorstellbaren Wohltaten für die dort lebenden Bevölkerungen; der immer schnellere Kreislauf von Kaufen und Verkaufen aber erzwingt eben immer schnelleren Kreislauf der Käufer und Verkäufer. Ähnlich gegenläufige Tendenzen von profitabler Ökonomisierung und stofflich

orientierter Ökologisierung sind in allen Lebensbereichen auszumachen. „Der wachsende Überfluss an Waren ist mit zunehmender Depravierung identisch. Selbst auf der Ebene der scheinbar unschuldigsten Reproduktionsbedürfnisse erweist sich Warenkonsum streng genommen immer schon als kompensatorischer Konsum. Dass jede Geldmonade ihre Einzelzelle mit einer gigantischen Infrastruktur vollstopfen muss, Einbauküchen, die auf die Versorgung von Hochzeitsgesellschaften ausgelegt sind und einen fahrbaren Untersatz unterhält, der 23 Stunden am Tag zum ‚ruhenden Verkehr‘ gehört, belegt weniger den enormen Reichtum der westlichen Gesellschaften denn die Erbärmlichkeit der sozialen Zusammenhänge. Eine Gesellschaft, die selbst ein so simples Bedürfnis wie das nach sauberer Wäsche nur dadurch befriedigen kann, dass jeder Einzelhaushalt seine kleine Waschfabrik betreibt, stellt sich allein damit schon ein Armutszeugnis aus.“¹³

Weder der dominierende ökologische noch der neoliberale Diskurs gehen von jenem Lebensreichtum aus, den wir uns laufend vorenthalten. Ihr Ansatzpunkt ist ganz im Gegenteil der Mangel, der Kampf, das Überleben, die Konkurrenz. So wiederholt sich noch im vermeintlichen Lösungsansatz und der zu ihm gehörigen emotionalen Haltung die eigentliche Ursache des Problems.

Ulrich Brand hat der Bedeutung der ökologischen Krise und der Form ihrer Thematisierung im Übergang vom sozialdemokratisch geprägten Fordismus der sechziger zum neoliberalen Postfordismus der neunziger Jahre eine ausführliche Studie gewidmet. Seine Schlussfolgerung deckt sich mit unseren Einschätzungen: „Es zeichnet sich (...) eine dominante oder gar hegemoniale Symbolisierung der ökologischen Krise ab, die sich im Begriff der Nachhaltigkeit bzw. der nachhaltigen Entwicklung verdichtet (...). Die dominanten Vorstellungen von Nachhaltigkeit bzw. nachhaltiger Entwicklung haben in den letzten Jahren jeglichen modernisierungskritischen Inhalt aufgegeben und sind mit den Imperativen internationaler Wettbewerbsfähigkeit und postfordistischer Restrukturierung (Flexibilisierung, Privatisierung, Sozialabbau, Globalisierung; Anm. der Autoren) weitgehend kompatibel. Am prägnantesten drückt sich die Verbindung des Imperativs internationaler Wettbewerbsfähigkeit und der selektiven Bearbeitung sozial-ökologischer Problemlagen in der Rede vom ‚Umweltstandort Deutschland (...)‘ aus.“¹⁴

Insofern der Diskurs der Nachhaltigkeit als wesentliches Instrument der Durchsetzung und Absicherung neoliberaler „Strukturanpassung“ zu begreifen ist, läge es nahe, ihn auch als solchen zu kritisieren.

Anmerkungen

- 1 Die österreichische Strategie zur Nachhaltigen Entwicklung. Eine Initiative der Bundesregierung, 2002.
http://www.nachhaltigkeit.at/strategie/pdf/strategie020709_de.pdf
- 2 Christian Felber: Die Bartenstein-Innovation, „Kommentar der Anderen“, in: Der Standard, 15. Februar 2004.
- 3 Pröll: „Verstehe die Kritik am Klimapakt nicht“, in: Der Standard online, 19. Februar 2004.
- 4 Vgl. zu weiteren Beispielen für diesen eklatanten und für die Debatte typischen Widerspruch: Saral Sarkar (2001): Die nachhaltige Gesellschaft. Eine kritische Analyse der Systemalternativen.
- 5 Ulrich Brand, Christoph Görg (2002): „Nachhaltige Globalisierung?“ Sustainable Development als Kitt des neoliberalen Scherbenhaufens, S. 12, in: Christoph Görg, Ulrich Brand (Hrsg.): Mythen globalen Umweltmanagements: „Rio + 10“ und die Sackgassen nachhaltiger Entwicklung.
- 6 SERI: Mission statement, <http://www.seri.at/>
- 7 Mojib Latif (2003): Hitzerekorde und Jahrhundertflut. Herausforderung Klimawandel. Was wir jetzt tun müssen, S. 154 f.
- 8 Christian Felber: a.a.O.
- 9 Hans G. Nutzinger, Angelika Zahrnt (Hrsg., 1990): Für eine ökologische Steuerreform. Energiesteuern als Instrumente der Umweltpolitik.
- 10 Hans Peter Aubauer (1990): Mehr Arbeit und weniger Energieverbrauch. Berechnungen einer Umschichtung von Steuern am Beispiel Österreichs, S. 152, in: Hans G. Nutzinger, Angelika Zahrnt (Hrsg.): a.a.O.
- 11 Arthur Braunschweig (1990): Energieabgabe und Rentenversicherung. Überlegungen und Berechnungen für die Bundesrepublik Deutschland, S. 218, in: Hans G. Nutzinger, Angelika Zahrnt (Hrsg.): a.a.O.
- 12 Vgl. dazu Christoph Görg (1999): Gesellschaftliche Naturverhältnisse.
- 13 Ernst Lohoff (1998): Zur Dialektik von Mangel und Überfluss, in: Krisis 21/22, S. 77.
- 14 Ulrich Brand (2000): Nichtregierungsorganisationen, Staat und ökologische Krise. Konturen kritischer NRO-Forschung. Das Beispiel der biologischen Vielfalt, S. 151 f.

„Bildung für nachhaltige Entwicklung“*

RÜCKBLICK IN IDEOLOGIEKRITISCHER ABSICHT

von Erhard Meueler

„Nachhaltigkeit“ als pädagogischer Renner

Eine Zufallsstichprobe am 20. Dezember 2003 im Internet ergibt 71.300 Websites zu „Bildung für nachhaltige Entwicklung“. Hier finden sich fachlich versierte „Nachhaltigkeits“-TheoretikerInnen, die politische Analysen anstellen, in nationalen und internationalen Fachgremien mitarbeiten, Politikberatung betreiben, aber bezogen auf die Verwirklichung ihrer Konzepte nur Forderungen an Dritte erheben: „Die Menschheit oder die Gesellschaft soll, muss etc.“

Ähnlich abstrakt bleiben viele pädagogische „Nachhaltigkeits“-TheoretikerInnen, bei deren Texten man von der Systematik und der Sprache her oft bezweifeln muss, dass sie das, was sie pädagogisch fordern, auch selbst im Klassenzimmer unterrichtlich einlösen können. Sie stehen zum Teil in der Gefahr, sich konzeptionell wie begrifflich zu isolieren und den Anschluss an die pädagogische Alltagswelt zu verlieren.

Dann gibt es die kreative Gruppe reflektierter PraktikerInnen, die Arbeitsmaterialien produzieren, und all diejenigen, die sich als LehrerInnen für diese Thematik interessieren und auf inhaltliche wie didaktische Unterstützung durch Fachleute angewiesen sind.

Ein Heilsversprechen:

Da die Globalisierung nicht aufzuhalten ist und allenfalls durch innere Widersprüche des Systems aus dem Rhythmus geraten kann, entsteht eine „merkwürdige und widersprüchliche Entwicklung – eine wachsende Diskrepanz zwischen den Aussagen von Idealisten, Freiwilligen und Experten, in denen durch eine Flucht nach vorne in imaginäre Lösungen alles immer besser wird, und dem realen Stand der Dinge (...), wo sich alles unabwendbar verschlechtert.“¹ „Bildung für nachhaltige Entwicklung“ wirkt wie ein Heilsversprechen, das leider nicht einlösbar ist.

* Dieser Text ist die gekürzte Fassung eines Beitrags, der im Jahrbuch für Pädagogik 2004 „Globalisierung und Bildung“ im Peter Lang Verlag erscheinen wird und zur Gänze auf unserer Homepage zu finden ist.

„Bildung für...“:

Die gängige Formulierung „Bildung für...“ lässt erkennen, dass hier Formung, Beeinflussung, kurz „Erziehung für XY“ gemeint ist, praktiziert als Belehrung und Bekehrung in moralischer Absicht, nicht aber unter „Bildung“ Selbstermächtigung, Selbstbestimmung, Selbstaneignung verstanden wird.² Bildung als Subjektentwicklung ist ein „Institut der Steigerung“ (H. Ebeling) und kann nicht auf einen vorweg festgelegten Zweck („für“) verengt werden.

„Bildung für nachhaltige Entwicklung“, diese Formel muss den Erziehungs-Anstrengungen zugeschlagen werden, die traditionell mit „Politische Bildung“ überschrieben werden: interessengeleiteten, zumeist institutionellen Eingriffen in die politische Sozialisation, didaktisch strukturierten Versuchen politischer Prägung, gerichtet auf ein je erwünschtes Verhalten. Dass hier immer von „Bildung“ statt redlicherweise von „Erziehung“ gesprochen wird, geschieht, um das Anstößige des Er-

ziehungsvokabulars zu vermeiden.

Lernen als nicht erzwingbare Subjektleistung:

Erziehung zur Sensibilität für das labile Ökosystem der Erde wird immer dann ihren Zweck verfehlen, wenn die Lernenden die dargestellten Probleme nicht als ihre eigene Lernproblematik übernehmen, weil sie sich von den angestrebten Lernresultaten keine Erweiterung ihrer Verfügungs- und Lebensmöglichkeiten erhoffen.³ Verstehen und Lernen als Aneignung von bislang fremdem Wissen, nicht Verstandenem, bislang nicht beherrschten Fertigkeiten sind unverwechselbare Subjektleistungen. Sie können von Dritten allenfalls erbeten oder abgefordert, nicht aber letztlich erzwungen werden.

Grenzen pädagogischer Allmacht:

Schon in der bisherigen „Umwelterziehung“ sollten LehrerInnen die SchülerInnen dazu bringen, „sich so zu verhalten, dass Schaden von unserer Umwelt ferngehalten

2000 Zeichen *abwärts*

Wir danken

Immer wieder werden wir zu Vertriebenen. Wir verlieren Räume, in denen wir uns noch aufhalten konnten, wenn sie auch nicht mehr besiedelbar waren. Aber ein kurzes Verweilen war gestattet.

Einer dieser Räume war zumindest das Rundfunkprogramm OE1. Aber seit dem Beginn dieses Jahres ist ein Ereignis über uns hereingebrochen, das uns das Verweilen in diesem Programm vermiest. Zwar werden wir noch nicht von Werbeschaltungen belästigt, was ja immerhin ein wesentlicher Grund dafür war, auf der UKW 92.00 sich aufzuhalten. Da konnte Lifestyle-Unsinn wie „Ganz ich“ noch Zähne knirschend in Kauf genommen werden, wenn eins nicht gerade für diese fünfzehn Minuten abschalten wollte.

Aber dann geschah's. Plötzlich hören wir im Abspann zu jeder Sendung, wie sehr die Verantwortlichen, die Redakteurinnen, die Sprecher und Technikerinnen von uns abhängig sind und uns daher dankbar. Der

Duktus dieses Geständnisses ist einer Sprache geschuldet, die auf ihrer eigenen Schleimspur daherkommt und die wir sonst nur aus den gleisnerischen Äußerungen der Verkaufsgespräche kennen: ein unterwürfiges und sich anbiederndes Gestammel, das alle umzirzt und Interesse heuchelt.

Dieses „Ohne Euch sind wir nichts“ hat ein Wir ersetzt, das einen gemeinsamen Raum voraussetzt und in diesem absichtslose Gemeinsamkeit.

Kaffeehaus und Kirche etwa sind solche Räume, die zwar nicht mehr besiedelbar sind, aber die Illusion noch erhalten, hier wäre eins aufgehoben – in jeder Bedeutung des Wortes, von der sicheren Geborgenheit bis zum beruhigenden Gefühl, dass die Zwangsidentität dort nicht die größte Rolle spielt. Dies drückt sich auch in der dort gepflogenen Sprache aus, und die wollen wir dem derzeitigen ORF-Regime nahe legen.

Jede Kellnerin, jeder Ober weiß Bescheid und die Kundschaft weiß Bescheid, dass das Personal Bescheid weiß. Und kein Priester sagt im Beichtstuhl: „Ego te absolvo und danke, dass Sie unsere Kirche besucht haben.“

G.W.

wird und aus unserer geschädigten Welt eine bessere Welt wird“, dies mit dem Ziel, „dass sie sich später einmal besser verhalten als die Generation ihrer Lehrer.“⁴ Diese pädagogischen Allmachtsphantasien konnten in den vergangenen drei Jahrzehnten nicht eingelöst werden. Laut vorliegenden empirischen Studien zur Wirkung von Umwelterziehung steigt zwar das Umweltbewusstsein infolge von Unterricht, das Verhalten der Schüler ändert sich aber nicht in großem Ausmaß (ebd.). Jetzt soll es noch um weit mehr gehen, um die „Mobilisierung der Menschen für eine gelingende, selbst verantwortete und zu gestaltende Zukunft.“⁵ Jürgen Rost (2003), der sich mit der mit viel zu hohen Erwartungen betriebenen „Umwelterziehung“ beschäftigt hat, nennt als Probleme, die schon dort nicht didaktisch gelöst wurden und jetzt in Sachen Nachhaltigkeit in Potenz anstünden, u.a.

- den Umgang mit systemischer Komplexität,
- das Fehlen überzeugender Ansätze einer Werteerziehung,
- die Schwierigkeit, sich in einer komplexen Situation entscheiden zu müssen, in der sehr viele unterschiedliche Wertvorstellungen miteinander konkurrieren,
- den Mangel an positiven Zielkriterien und
- schließlich den Umgang mit kompetenzorientierten Bildungskonzepten.

Politische Sozialisation im Alltag:

Das tatsächlich relevante politische Lernen und eine substantielle politische Erziehung, Prägung und Entwicklung der Einzelnen (politische Sozialisation) vollziehen sich hauptsächlich im (familiären und außerfamiliären) Alltag, nicht aber aus-

schließlich in zeitlich winzigen unterrichtlichen Episoden, in denen in der Schule, beim „Bund“ oder im Zivildienst bewusst politische Erziehung betrieben wird.

Als Entwicklung der Persönlichkeit, „Sozial-Werden“⁶ und stetige Veränderung der Person hat Sozialisation vom ersten Lebenstag bis zum hohen Greisenalter politische Anteile und ist politisch relevant. Man kann den Menschen nicht in einen „privaten“ Teil und einen „sozialen“ aufteilen, er ist immer politisches Subjekt, im Handeln ebenso wie im Unterlassen. Die Entstehung des „vergesellschafteten Subjekts“ (D. Geulen) geschieht im „Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“ (K. Marx), hineingeboren und alltäglich eingeübt in die Machtstrukturen des kapitalistischen Wirtschaftssystems, von dem sich das Subjekt als total abhängig erlebt und in dem alles zur Ware wird. Die in dieser Wirtschaftsform und diesem Gesellschaftssystem geltenden Werte, Verhaltens- und Bewusstseinsformen werden in ihrer radikalen Vielfalt samt allen (größtenteils unaufhebba- ren und unlösbaren) Widersprüchen, Konflikten und Krisen als Anpassungszwang erlebt. Die Einzelnen entwickeln sich im Verlauf ihres Lebens in Anpassung an, teilweise aber auch im Widerstand gegenüber geltenden gruppenspezifischen Werten, Normen und Handlungsmustern, um sozial handlungsfähig zu werden und zu bleiben. Sie erhalten das System durch die eigene Lebenspraxis. Lebenslang wirksame Akzente politischer Prägung werden – meist eher beiläufig – im Elternhaus gesetzt, ganz gleich, ob das dort erlebte politische Selbstverständnis inklusive Handlungsmustern übernommen oder ob bewusst ein eigenes Gegenkonzept entwickelt und praktiziert wird.

Sollte die alltägliche Lebenswelt wirksam für „Nachhaltigkeit“ sozialisieren, müsste der ethische Imperativ der freiwilligen Einschränkung aus Verantwortung gegenüber den späteren Generationen auf der gesamten Erde die erste Präferenz im allgemeinen Bewusstsein haben. Es ist gerade umgekehrt: Die Einzelnen lernen von klein an, dass das wichtigste Ziel das der eigenen Selbstbehauptung im Hier und Jetzt sei. Diese Haltung („Ich-AG“) wird heute, da der Wohlfahrtsstaat inklusive Daseinsfürsorge an sein Ende kommt, öffentlich gefordert: „Ein jedes hilft sich selbst. Setz Dich durch, sei beweglich, Dein Erfolg ist berechenbar, soziale Bindungen müssen einem nützen!“ Bundeskanzler Schröder fordert die Bevölkerung in seiner Neujahrsansprache am Silvesterabend 2003 zum kräftigen Konsum auf.

Der politische Alltag als permanentes Lehrstück:

Wie organisierte oder individuelle Interessen (das Private ist politisch) durchgesetzt werden und Solidarität verschwindet, das kann alltäglich beobachtet und erlernt werden. In den Parteien, inklusive der früheren ökologischen Reformpartei „Die Grünen/Bündnis 90“, wird um Posten und Pfründen gerangelt. Im alltäglichen Anschauungs-Unterricht zum Verhalten politischer Subjekte stehen vor allem diejenigen Mitglieder der politischen Klasse im Rampenlicht des Medieninteresses, die von der Politik leben und z. T. ihren eigenen, persönlichen Vorteil gekonnt durchzusetzen wissen. Für eine wachsende Zahl von ihnen scheint das einzige Interesse darin zu bestehen, die begrenzte Zeit, für die sie vom Bürger in Wahlen mit politischer Macht ausgestattet wurden, auf alle nur erdenkliche Art und Weise für ihre persönlichen Interessen (Er-gattern von Macht und Geld) und die ihrer Verbände und Parteien (Schwarzgeld-Konten, Steuerhinterziehungen etc.) zu nutzen und die öffentlich-rechtliche Aufklärung des Macht-Missbrauchs zu behindern. Die dabei beiläufig zu Stande kommende Werte-Erziehung (der eigene Vorteil als höchster Wert; Beschaffung von Pfründen, Posten-Jägerei und -Zuschanzerei, Belügen der Öffentlichkeit, Vertuschen von Fehlleistungen und Verfehlungen als selbstverständliche Praxis) fördert Nachahmungs-Lernen. Das Ansehen der politischen Elite verfällt. Angesichts der deutlichen Widersprüche parlamentarischer Demokratie (politische Parteien mit der Tendenz, sich vor allem als Versorgungsinstitute für ihre Führungskader zu verstehen; nicht eingehaltene Wahlversprechen) resignieren die WählerInnen, weil kein klarer Unterschied mehr zwischen Parteien und Kandidaten zu erkennen ist. Mitreißende politische

beiträge zur kritik
der warengesellschaft

KRISIS 27

- Ernst Lohoff: **Gewaltordnung und Vernichtungslogik**
 Karl-Heinz Wedel: **Rechtsform und "nacktes Leben".** Anmerkungen zu Giorgio Agambens „Homo Sacer“
 Robert Kurz: **Tabula Rasa** – Wie weit muss oder darf die Kritik der Aufklärung gehen?
 Franz Schandl: **Staat und Schlepper** – Zum Konsens in puncto ordentlicher Einwanderungspolitik
 Franz Schandl: **Kontinuität und Singularität** – Auschwitz als Produkt der westlichen Zivilisation (Rezension Traverso)
 sowie: **Bemerkungen zum Manifest gegen die Arbeit**

10,-€

Erhältlich in jeder guten Buchhandlung!
 Oder über den Verlag:
 Horlemann Verlag, Postfach 1307,
 D-53583 Bad Honnef, Fax. (0 22 24) 54 29
 e-mail: info@horlemann-verlag.de
 www.horlemann-verlag.de
 Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis an!

[JETZT NEU]
 KRISIS 27
 Zur Kritik der
 Aufklärung
 u.a.
 [www.krisis.org]

Perspektiven sind nirgends erkennbar. Als sich einzelne Abgeordnete der Regierungskoalition im Jahr 2003 dem Abbau des Sozialstaats (Agenda 2010) widersetzen, wurde das von ihren KollegInnen nicht toleriert. Die BürgerInnen werden immer mehr auf sich selbst zurückgeworfen.

Was tun ?

1. Anders als dialektisch kann man den ökologischen Selbstmord der Gattung Mensch nicht beantworten: Objekt und Subjekt zugleich, unterworfen und doch frei. Die als Globalisierung bezeichnete Bewegung des kapitalistischen Systems ist unaufhaltbar. Wir, die Bewohner der reichen Länder, sind als Objekte dieser Bewegung zur Gänze unterworfen, sind Opfer, aber Komplizen zugleich, da wir von dieser Dynamik profitieren.

Alle, die sich kreativ mit „Nachhaltigkeit“ beschäftigen, wollen nicht länger Komplizen sein. Die Einsicht, dass die zerstörerische Globalisierung unaufhaltsam ist, befreit von Illusionen. Damit bekommt die politische Subjektentwicklung Einzelner wie politischer Gruppen im Widerstehen gegen diese Dynamik im Großen wie im Kleinen eine eigene Dignität. Sie findet ihren Ausdruck darin, sich der Komplizenschaft bewusst zu werden, sich die moralische, intellektuelle wie sozial-emotionale Freiheit zur Widerständigkeit zu nehmen; schließlich lebt alle pädagogische Arbeit von einem utopischen Überschuss, sich nicht einfach mit dem als defizitär erlebten Status quo abzufinden. Aus der Spannung zwischen Ich-Ideal und dem, was man in Bezug auf die selbst gesteckten Ziele erreichen kann, erwächst Kreativität⁷, die benötigt wird, um im Kampf gegen die Globalisierung das Politische wieder neu zu erfinden und aufzubauen.

2. In der Bildungsarbeit können die Verhältnisse kritisch analysiert werden. Baudrillard setzt auf die Macht der Interpretation. Sie sei positiv: „Nihilistisch ist nur die wohlwollende Analyse der Ereignisse. Jede radikale Analyse ist von einem gewaltigen Optimismus.“⁸ „Was fatal und also auch ein Glück ist, ist die Illusion des Systems bezüglich seiner selbst“⁹, das sich gegen seinen Willen unaufhaltsam selbst zerstört¹⁰, wobei das Unmenschliche der einzige Zeuge der Idee des Menschlichen bleibt.¹¹ Aus der Klarheit einer radikalen kritischen Analyse resultiert Zuversicht. Solche Erfahrungen liegen unserem Handeln im Alltag zugrunde. Das macht unser Leben aus.

3. Begriffe wie „Nachhaltige Entwicklung“ zeugen von einem schlechten Gewissen und sind sicherlich Ausdruck von Reue. Solche Formeln haben eine Aura von

2000 Zeichen *abwärts*

Wir danken – die Zweite

Wie zu des Schicksals Hohne erreicht mich kurz nach Abfassung der Kolumne „Wir danken“ folgende Nachricht mit Strompost: „apropos beichtstuhl: in floridsdorf gibts eine kirche, da hängt ein transparent dran mit ‚sucht vergebung und liebt einander‘ oder so irgendwas, und drunter steht: Bank Austria Creditanstalt...“

Wer will mich da widerlegen? Habe ich nicht gesagt, in Kaffeehäusern und Kirchen gäbe es die sprachliche Anschmiererei nicht und das gelte noch viel mehr für die Kirchen? Es muss für diesen manifesten Widerspruch zu meinem Text doch eine Auflösung geben!

Aber offensichtlich ist die Sache nicht ganz so einfach. Wir haben zwar den

Sehnsucht nach einer besseren als der jetzt erlebbaren Welt. Sie werden aber politisch bewusst hergestellt und sind in Kenntnis der Bewegung des Systems und des tatsächlichen eigenen Unvermögens, eine „nachhaltige Entwicklung“ unter den skizzierten globalen Bedingungen zu erzielen, unaufrichtig. Sie haben lediglich einen PR-Zweck: „Tue Gutes und rede darüber!“

Ebenso sind Leitbegriffe wie „Globales Lernen“ (als Entgrenzung der niemals realisierbaren fundamentalistischen Formel „Ganzheitliches Lernen“), „Eine-Welt-Pädagogik“ – sogar von „Nachhaltigem Lernen“ schlechthin ist die Rede – hilflose Beschwörungsformeln. Sie vernebeln, verschleiern, nähren Illusionen.

Es gilt stattdessen, sich der eigenen begrenzten Möglichkeiten bewusst zu werden, ohne an ihnen zu verzweifeln. Nur gemeinsam mit anderen (weg vom rein individualistischen Subjekt-Begriff hin zu Projekten und Gruppenbildung wie z.B. Attac) können wir uns selbst befähigen und den Weg aus der „selbstverschuldeten Unmündigkeit“ (I. Kant) finden. Alle „Sollens“- und „Müssens“-Forderungen in diesem Feld, gerichtet an Dritte, verfallen der Ideologiekritik und damit dem Verdikt, dass etwas mit Worten beschworen wird, was mit Taten nicht zu haben ist.

4. Die eigene Hilflosigkeit überrascht und lähmt, aber sie ist nicht total. Die politische Ohnmacht kann sich organisieren, aber wir müssen bis zum Sankt Nimmerleins-Tag warten, wenn wir dies von anderen erwarten. Um nicht den Politikern und ihren Experten die Entscheidungsgewalt zu überlassen, müssen wir uns selbst befähigen,

Bereich des Heiligen schon lange verlassen und geglaubt, dies gelte für die ganze Gesellschaft; das Heilige sei zur Privatsache verkommen. Aber offensichtlich wurden nur die Plätze getauscht. Das Heilige ist nun nicht mehr Sache der Kirche als der Stellvertreterin Gottes, es hat den Platz getauscht und sich in der Bank als der Stellvertreterin des Markts breit gemacht.

Insofern wäre alles wieder in Ordnung. Mein Fehler war nur der, zu glauben, dass es Plätze gibt, an denen wir uns wohl fühlen können; oder an denen sich andre aufhalten können, die sich dort wohl fühlen wollen. Was uns betrifft, so stellen wir nur fest, dass das Heilige uns diesen Platz nicht anbietet, nicht in der Kirchenbank, nicht in der Bankkirche.

Wir werden uns wohl selbst einen Platz erobern, ihn weihen und heiligen müssen.
G. W.

sach- und politikkundig mitzureden, müssen uns einmischen und als PädagogInnen kapitalismuskritische Lerngelegenheiten in Sachen Zukunftssicherung inszenieren.

5. Ein guter Therapeut beginnt seine Behandlung mit der Frage: „Was müssen wir erst einmal so stehen lassen und was ist flexibel?“ So muss auch hier gefragt werden.

Anmerkungen

- 1 Baudrillard, Jean: *Paroxysmus*, Wien 2002, S. 105.
- 2 Meueler, Erhard: *Die Türen des Käfigs. Wege zum Subjekt in der Erwachsenenbildung*, Stuttgart 1998.
- 3 Holzkamp, Klaus: *Lernen. Subjektwissenschaftliche Grundlegung*, Frankfurt am Main/New York 1993, S. 243.
- 4 Rost, Jürgen: *Umweltbildung – Bildung für nachhaltige Entwicklung. Was macht den Unterschied?* In: *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik (ZEP)*, 25. Jg., 2002, Heft 1, S. 7.
- 5 Heuer, Petra/Welfens, Maria J.: *Nachhaltigkeit: Vision und Realität*. In: *Politisches Lernen*, 2003, Heft 3-4, S. 12.
- 6 Geulen, Dieter: *Das vergesellschaftete Subjekt. Zur Grundlegung der Sozialisationstheorie*, Frankfurt am Main 1989.
- 7 Wirth, Hans J.: *Das Menschenbild der Psychoanalyse: Kreativer Schöpfer des eigenen Lebens oder Spielball dunkler Triebnatur?* In: *Schlösser, A.-M. / Gerlach, A. (Hg.): Kreativität und Scheitern*, Gießen 2001.
- 8 Baudrillard, a. a. O., S. 43.
- 9 Baudrillard, a. a. O., S. 49 f.
- 10 Baudrillard, a. a. O., S. 82.
- 11 Baudrillard, a. a. O., S. 48.

Von der Herrenbildung zur Begabungswirtschaft

VIER BETRACHTUNGEN ÜBER MENSCHSEIN UND BILDUNG ZUM ZWECHE
DER SKANDALISIERUNG DIVERSE FORTSCHRITTE

von Lorenz Glatz

1. Herr des Weibes – Hirte der Mannen

Beim römischen „Buntschriftsteller“ Aulus Gellius (Noctes Atticae XIII 17; 2. Jh. n. Chr.) findet sich die Bemerkung, dass „humanus“ (menschlich) im Latein der besten Autoren nicht so wie im „gemeinen Volk“ (vulgus) üblich einen umgänglichen, sondern vielmehr einen gebildeten („eruditus doctusque“ – durch Schule und Erfahrung unterrichtet, wissenschaftlich gebildet) Menschen bezeichne.¹ Menschlich-human bezeichnet also nicht bloß die Zugehörigkeit zur Species des Homo Sapiens, sondern meint paradoxerweise sowohl in der einen als auch in der anderen angeführten Bedeutung des lateinischen Worts ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Menschen. Sowohl dies als auch die Tatsache, dass gleich zwei verschiedene trennende Eigenschaften mit einem Wort bezeichnet werden können, weist auf einen Bruch im Menschsein hin. An den mögen wir gewöhnt sein, er bleibt aber erklärungsbedürftig. Dazu die folgenden Bemerkungen anhand der „gut lateinischen“ Bedeutung, nämlich der Gleichsetzung von „humanitas“ mit der griechischen „paideía“ (das durch Erziehung Gewonnene, Bildung, Kenntnisse, Wissenschaft).

Bezeichnenderweise steht das Wort gleich in des Gellius Belegstelle (ein Satz aus Varro, einem Dichter und gelehrten Zeitgenossen Ciceros und Cäsars) im Komparativ. Man war also ganz wesentlich „humanior“ (menschlicher) als andere.² Und tatsächlich konnte „man“ das weit eher als „frau“, die in jeder sozialen Lage gesellschaftlich nur als Schatten ihres Mannes, ob Vater, Bruder, Gatte oder Eigentümer, wahrgenommen wurde und deren Herkunft aus dem von Gott selbst geschaffenen Mann fast keine illuminierte christliche Handschrift der jüdischen Bibel auch bildlich darzustellen versäumt.³

Nach vielen Jahrhunderten patriarchaler Entwicklung war dies jedoch gewiss die älteste, aber keineswegs mehr die einzige Spaltung im Menschsein. „Humanitas“ im

Sinne von Gellius-Varro setzte nämlich Vertrautheit mit den artes liberales voraus, mit den einem Freien zustehenden und zugänglichen Fertigkeiten, Künste, Wissenschaften. Deren Inhalt und Umfang unterlagen zwar im Laufe der Zeit beträchtlichen Veränderungen, doch waren definitionsgemäß stets alle die ausgeschlossen, die nicht den Status persönlicher Freiheit genossen. Darüber hinaus setzte der Vollerwerb einer solchen Bildung freilich auch die Freistellung vom opus servile (jede Tätigkeit, für die ein Herr einen Sklave verwenden mochte) und damit den Besitz von Sklaven voraus. Nur wer über ausreichend scholé (griechisch für Muße, davon abgeleitet Schule, was die Betroffenen gewiss nicht mehr erkennen mögen) verfügte, konnte zu dieser vollen humanitas gelangen.

Das Leben und Dasein der Unfreien war wesentlich instrumentell. Sie waren ein „instrumenti genus vocale“ (sprachbegabte Art von Werkzeug – Varro, de agricultura 1,17), sie waren der Arbeit für die alltägliche Notdurft nicht nur nicht enthoben, sondern wurden im Gegenteil eben für die Enthebung ihrer Herrn von dieser Notdurft verwendet, ihre „humanitas“ war kaum gebildet, und diese Un-Bildung war die Voraussetzung für die gebildete Humanität der Herrn, ja diese war geradezu Grund und Sinn der mangelnden Humanität und der Unfreiheit jener.

Auch wenn in den meisten Gegenden und Zeiten der alten Welt das Verhältnis Herr-Sklave nur für eine Minderheit der Gesellschaft bestand und nach altem Herkommen wenigstens der mindere Stand der Sklaven unter der Fuchtel der herrschaftlichen Humanität noch durchaus gesichert war, so rückte der Vorrang des aus dem natürlichen Rohmaterial zum patriarchalen Vollmenschengebildeten⁴ Mannes gegenüber seinen wenig gebildeten, roh gebliebenen Untertanen die Behauptung des Komparativs, er sei „humanior“, mehr Mensch als Frau und Pöbel, diese mehr oder minder in die Nähe von Tieren.

Schon im ältesten Stück europäischer

Literatur, in der homerischen Ilias, erscheinen gleich zu Beginn Frauen nur als Kriegsbeute und Ehrengeschenk, Arbeits- und Sexsklavinnen der Herren. Doch auch für die Männer-Gesellschaft findet sich schon hier in einer immer wiederkehrenden Formel die Metapher vom Hirten und seiner Herde (poimèn laôn – Hirte der Mannen). Der Sophist Thrasymachos deutete später diese Hirten-Herde-Metapher durchaus affirmativ als Gesellschaft von zur Menschen-Bildung ermächtigten Nutznießern auf der einen und ohnmächtigen Benutzten, ja offen Geschädigten auf der anderen Seite. Platon hat diese Provokation in seinem Dialog „Politeía“ (p.343) bekämpft, aber als nicht minder patriarchaler Denker nur zudecken, nicht aber widerlegen können.

Was ein so geprägtes Verständnis von Welt und Leben an Wissen bilden konnte, war von Anfang an verstellt von den sozialen Grundlagen, auf denen dieses Menschsein sich spreizte, und damit von der bis in die Gegenwart anhaltenden Übertragung des Bildes von Herrschaft auf jeden Gegenstand der Erkenntnis.

Auch heute empfängt in einer Bildungsstätte wie dem Wiener Kunsthistorischen Museum Antonio Canovas programmatische Skulptur des Theseus, der einen Kentauren mit dem Knüppel erschlägt, die Besucher – eine Allegorie, die auch viele Gymnasiasten ohne größere Schwierigkeiten ausdeuten können.⁵

Die bis heute weithin vertretene, von der Aufklärung entwickelte und in ihrem Gefolge vom Marxismus übernommene Sinngebung des Risses in der menschlichen Gesellschaft qua Fortschrittsideologie – was ist sie anderes als blanker Zynismus, mit dem die Scharen der Beleidigten, Unterdrückten, Verstümmelten und Geopferten zur Voraussetzung einer Höherentwicklung der Menschheit erklärt werden?

2. Knecht Gottes

Mannigfache Formen, diesen Bruch im Menschsein zu leben, gab es mit Sicherheit

vom ersten Einbruch des Patriarchats an. Das Christentum war und ist davon wohl eine der geschichtsmächtigsten. Es negierte bzw. bagatellierte mitten in der vollausgebildeten hierarchischen Struktur der römischen Gesellschaft durch seine Heilserwartung die Spaltung in Voll- und Teilmenschen und die daran geknüpfte Bildung edler freier Männer. Sub specie aeternitatis (angesichts der Ewigkeit/des ewigen Lebens) wurde menschliche Herrschaft als ein zeitweiliges, unerhebliches Phänomen betrachtet, ein „servus dei“ (Sklave, Knecht Diener Gottes) zu sein gehörte jedoch zur *condicio humana* (grundlegende Verfasstheit des Menschen). Insofern alle Menschen gegenüber Gott als seine Knechte bzw. Kinder gleich unmündig waren⁶, blieb die ideelle Einheit des Menschseins symbolisch gewahrt und damit zugleich auch der reale Zusammenhalt der in sich zerfallenen Gesellschaft abgesichert und im Alltag praktikabel. Selbst Fürsten und Könige, Bischöfe und Papst hatten dieses Selbstverständnis, ja sie formulierten sogar ihre Herrschaft als Dienstbarkeit eines „servus servorum dei“ (Knecht der Gottesknechte). Auch ihr ewiges Seelenheil hing wie das aller ihrer Mitknechte von Gottes Gnade ab.

Bildung war wesentlich auf Frömmigkeit und Moral gerichtet, die seit dem Altertum gepflegten „freien Künste“ wurden in diesem Kontext zum Propädeutikum der Erkenntnis Gottes, die Philosophie und damit jede nicht ausdrücklich auf Gottes Offenbarung fußende Erkenntnis zur *ancilla theologiae* (Magd der Theologie). Gott gegenüber zählte die innere Gesinnung so sehr, dass sie sogar für die Alltagssprache der Romanen mit der Adverbbildung auf -ment(e) (*mente* – mit Gesinnung) eine ganze Wortart prägte und das diesseitige soziale Institut der Herrschaft auch im Massenbewusstsein vielfach zu einer bloßen Bewährungsprobe für das ewige Leben verkleinert wurde.

Und doch war, wer als „servus servorum dei“ seinen frommen Gebeten, Gedanken und Werken oblag, davor und danach irdisches Abbild des Herrgotts oder (als kirchlicher Würdenträger) gleich ausdrücklich *vicarius Christi* (Stellvertreter Christi) in der irdischen Herrschaft über Gottes Herde in Kirche und Welt und hatte damit Zugang zu allem, was seine Sinne reizte, und Macht über seine Frauen, seine Untertanen und unterlegenen Feinde.

Andererseits erlaubte die Vorstellung der allgemeinen Gottesknecht- bzw. -kindschaft die Destruktivität der gesellschaftlichen Spaltung in bestimmter Weise zu thematisieren. Ein breites Band gesellschaftli-

cher Strömungen und Gruppen hatte darin einen geistigen Ansatzpunkt für Kritik. Der Bogen reichte von dem weitverbreiteten und vielgestaltigen bruderschaftlichen Genossenschaftswesen über die religiöse Frauenbewegung bis zu den Armutsbewegungen, sozialen Rebellionen und Bauernaufständen. Entscheidend blieb dabei aber, dass auch der Protest gegen die Herrschaft sich als die Idee allgemeiner Knechtschaft dem väterlichen Gott gegenüber formulierte und die patriarchale Grundkonstitution des Lebens auf dieser Welt außer Streit stand.

3. Werkzeug göttlicher Zwecke

Nicht die Befreiung von Herrschaft, sondern eine eigentümliche Neudefinition, ja ein Erleben von Knechtschaft als Freiheit ist seither das Ergebnis der Geschichte. Sie begann im blutigen Zeichen der neuen Feuerwaffentechnologie und der für ihre Anwendung und Entwicklung notwendigen Transformation des gesellschaftlichen Lebens in ein System von Arbeit und Geld. Die Neuzeit samt ihrem humanistischen Rückgriff auf die Bildung der heidnischen Antike kam im Donner der Kanonen, der sie bis heute begleitet.⁷ Machtgewinn mittels und Schutz vor der neuen Kriegsführung standen nur dem offen, der die Ressourcen für Rüstung und Fortifikation mittels Geldsteuern und Geldwirtschaft zu erpressen und zu sichern vermochte. Und die einmal in Schwung geratene Entwicklung lehrte auch den gottesfürchtigsten *Senor/Signor* (auch dies übrigens ein Komparativ), dass er vielleicht nicht mehr lange einer ist, wenn sein Nachbar einer bleibt oder einer werden will – der verhängnisvolle Start eines zwanghaften Wettlaufs, der über die Ökonomie schließlich auf jeden Bereich des modernen Lebens übergreifen sollte.

Der Bischof der in hussitisch-reformatoreischer Tradition stehenden „Böhmischen Brüder“, Jan Amos Komenský (latiniert: Comenius, 1592–1670), gehörte zu jenen, die die herausziehenden neuen Verhältnisse für die Bildung neu zu formulieren und diese für die Gestaltung jener zu nutzen versuchten: Die gleiche Kreativität aller Menschen wird zu ihrem Auftrag. Sie gebietet ihnen allen gleichermaßen die aktive Mitwirkung am Schöpfungsvorgang, der – ebenfalls dynamisiert – keineswegs abgeschlossen sei, sondern durch die Weltgeschichte bis heute anhalte. Damit die menschlichen Geschöpfe Gottes nach ihren individuellen Möglichkeiten dazu auch wirklich fähig werden, braucht es die all-

gemeine Bildung aller Menschen, ja ausdrücklich ihre Schulung, die Comenius als von Gott „ohne Ansehen der Person“ auferlegte Pflicht formulierte, als Pflicht des (noch in den Kinderschuhen steckenden modernen) Staates ebenso wie als Pflicht aller von diesem beherrschten Menschen. Denn „nicht nur der Reichen Kinder, sondern alle, vornehme und schlichte, reiche und arme, Knaben und Mädchen in allen großen und kleinen Städten, auf dem Land und auf den Gütern, sind Schulen zuzuführen (*scholis sunt adhibendi*)“. Niemand darf von der „Begabungspflege/Begabungswirtschaft“ (lat.: *ingenii cultura*, eine Parallelbildung zu *agri cultura*) ausgeschlossen werden, denn einerseits will Gott „von allen erkannt, geliebt und gelobt werden“ und andererseits ist „für uns nicht einsehbar, zu welchen Funktionen/Zwecken/Verwendungen (*ad quos usus*) die göttliche Vorsehung diesen oder jenen bestimmt hat“ (Zitate aus Comenius, *Didactica Magna* 1, 4–9; eigene Übersetzung aus dem Lateinischen).

Comenius hatte sich ein christliches Friedensreich auf Erden vorgestellt. Wirksam aber wurde anderes: In solchem Denken war die überkommene Art von hierarchischer Struktur, aber auch die einigermaßen sichere soziale Platzanweisung der Gottesknechte zugunsten eines offenen Lebens(wett)laufs in Frage gestellt. Die Lebensstellung soll nicht mehr einfach *dei gratia* (von Gottes Gnaden) oder *providentia* (von der Vorsehung) kraft Geburt und Geschlecht verliehen, sondern das Ergebnis von individueller Lern- und Leistungsfähigkeit sein (mit tendenziellem Bedeutungsverlust von Gesinnung). Oder eben das Ergebnis des Scheiterns an den Anforderungen. Denn die soziale Stellung in einer weiterwirkenden göttlichen Schöpfung ist an „usus“ gebunden, zu denen Bildung befähigen sollte, ohne dass von Anfang an absehbar ist, wer denn endlich von Gott wozu berufen wird, und – so muss der Gedanke weitergesponnen werden – ohne dass feststehen muss, worin in der dynamisierten Schöpfungsgeschichte diese „usus“ in Zukunft bestehen mochten.

Das Aufgabenfeld moderner „Begabungswirtschaft“ staatlicher Institutionen war erst in Umrissen sichtbar und im Umfang kaum erahnbar. Doch schon die historische Verbindung dieser Gedanken mit den Feuerwaffenkriegen und mit der staatlichen Formierung der sich modernisierenden Monarchien des 17. Jh.s im Namen und Auftrag göttlicher Wahrheiten von Reformation und Gegenreformation erwies die „usus“, mit denen Menschen als

Täter und Opfer zurecht kommen sollten, als ein Prokrustes-Bett, in dem sie mehr denn je (und oft ganz wörtlich) „zu-recht“-gestreckt und -gehackt wurden.

Nicht zuletzt in Komenskys tschechischer Heimat hatte die soziale Transformation der modernen Menschheit in „Arbeiter“ jeglichen Rangs schon blutige Gestalt angenommen – in den Arbeits- und Geldsubjekten der Gehilfen, Meister, Buchhalter und Verwalter der Rüstungsmanufakturen und Kriegsmagazine, der Huren und MarketenderInnen, einfachen Söldner, Spezialisten und Offiziere der Truppen Wallensteins⁸ und ebenso sowohl im sozialen Aufstieg dieses selbst vom klug investierenden und risikofreudigen Condottiere selbst angeworbener „Sold“aten zum kaiserlichen Generalissimus, Steuererfinder und reichsten Reichsfürsten als auch in seiner blutigen Beseitigung.

Was im Aufgang der Moderne als Predigt für den Krieg um Reformation und Gegenreformation begann, scheint in ihrem Untergang als Verblödung für Crusade und Djihad wiederzukehren.

4. Ich-AG

Die Vorstellungen des Comenius vom allgemeinen Bildungsauftrag Gottes waren wesentlich an die Institution des modernen Staats gebunden. Die von diesem auf den Weg gebrachte neue Lebensweise der kapitalistischen Arbeit für die Vermehrung eingesetzten Kapitals hat längst die ganze Gesellschaft durchdrungen. Sie richtet heute alles Sinnen und Trachten und alle Einrichtungen und Institutionen einschließlich des Staats selbst nach ihrem Wert-Maßstab aus. Sie hat Gott als veraltete Formulierung einer neuen Macht erwiesen. Diese ist so patriarchal und klassenbewusst wie sie jeden Unterschied in ihrem Dienst auch wieder zu nivellieren bereit ist. Sie kennt kein Ansehen der Person, weil sie selber unpersönlich ist, keine Rücksichtnahme auf Leben, weil sie selber sachlich ist, aber zugreifender und durchdringender als jeder Zauber, der davor das Leben der Menschen geregelt hatte.

Sachzwang schafft seine „Gerechtigkeit“ anders als Gottes Gebot schon hienieden und „rechtfertigt“ seine Gläubigen ausschließlich durch ihren Erfolg. Eigenqualität wird gleichgeschaltet nach dem einen Wert-Maß, alle Zwecke werden Mittel für Gewinn und Einkommen, alles hat einen Preis und steht zum Kauf und Verkauf. In dieser Unterwerfung verdiesseitigt und vereinheitlicht sich die gleiche Gottesknechtschaft für alle. Die Märkte sind das Weltge-

richt. Der Komparativ wird individualisiert und gilt nur in jedem Fall und überall. Er bekommt in der alle Lebensbereiche erfassenden quasi göttlichen Macht der Konkurrenz eine Dynamik, die Herr und Knecht gleichermaßen verschlingt.

Bildung als Dienstleistung des modernen Staates und gesetzliche Pflicht seiner Bürger-Untertanen ist endlich gesellschaftlich durchgesetzte Wirklichkeit geworden. Sie ist nunmehr die Befähigung zur Fortsetzung von Eroberung mit mehr als bloß militärischen Mitteln. In der vollen Ausbildung und Vereinzelung dieser spezifischen Verzweckung während der letzten Jahrzehnte wird Schulung darüber hinaus immer mehr eine individuell zu kaufende und durch lebenslangen Zukauf auf dem neuesten Stand zu haltende Ausrüstung der Ich-AG für den täglichen Arbeits-Krieg, in dem sich entscheidet, ob eins sich als brauchbar erweist für Gott Mammon oder aber dieses sein Lebensrecht verwirkt.

Gut dreihundertfünfzig Jahre nach Comenius und nach zwei Jahrhunderten Schulpflicht fragen gelegentlich schon Volksschulkinder, wozu sie dies oder jenes „im Leben brauchen“ werden, und meinen damit mehr oder weniger klar, ob sie dieses Wissen wohl einmal zu Geld machen können. Und viel anderes kann in einer Waren-gesellschaft unter dem Schulmeisterideal „Fürs Leben, nicht für die Schule lernen wir“ auch nicht verstanden werden.

Diese radikale Ökonomisierung von Bildung und Wissen ist derzeit dabei, auch noch die letzten Schlacken nicht unmittelbar marktrelevanter Bildungsvorstellungen aufzulösen, die sich allerdings sowieso schon lange bloß auf das abstrakte Pendant des Markts, die staatlich verfasste Gesellschaft, bezogen hatten.

Bisher marktwirtschaftlich unverzweckte Bildung wird individuell zum Trumpf in der Millionenshow und im Smalltalk und Kulturprogramm der Geschäftsanbahnung, auf dem Markt selbst taugt sie noch zum verkaufbaren Freizeit-Event, verfällt jedenfalls wie immer mehr bisher staatliche Bereiche dem betriebswirtschaftlichen Kalkül. Die klarste Affirmation dieses Vorgangs findet sich denn auch nicht in dem auf Hungerdiät gesetzten staatlich-akademischen Lehrbetrieb, sondern im direkten Umkreis der Verwaltung der Wertverwertung, z.B. in einer Studie des Think Tanks „Deutschland Denken!“⁹. Dort wird, wenn es um Bildung geht, bloß noch nach dem „Humankapital in Deutschland und seine(n) Erträge(n)“ gefragt. „Bildung ist hier als Investition gesehen, die mit anderen Investitionen

konkurriert. Um in Zukunft international wettbewerbsfähig zu sein, gilt es, dieser Investition in unsere intellektuellen Fähigkeiten und die unserer Kinder offen gegenüber zu treten“ und die Bildungsinhalte nach ihrer ökonomischen Rentabilität zu bewerten. (Wieviel Bildung brauchen wir? hgg. von der Alfred-Herrhausen-Gesellschaft für internationalen Dialog, ein Forum der Deutschen Bank, Frankfurt am Main 2002, S. 8)

Doch wer heute noch Kunst, Literaturwissenschaft, Philosophie und Geschichte gesellschaftlichen Stellenwert geben will, weist am besten darauf hin, wie sehr es zu den höchsten Managementaufgaben befähige, in Elite-Universitäten „über existentielle Fragen nachzudenken, über Sinnfragen“ und dass beim weltweit renommiertesten Unternehmensberater McKinsey „inzwischen schon jeder fünfte Historiker, Sinologe, Philosoph, Germanist oder Theologe“ ist. (M. Rollin, Studium Generale in *Geo-Wissen* 3/2003) Die mystische Ganz-Hingabe des mittelalterlichen Einsiedler-Mönchs an seinen Herrn und Gott kehrt wieder als freie und profane Selbstauslieferung des Denkens, Handelns und Fühlens des modernen Arbeitsmenschen an Sachzwang und Geld, ohne Rücksicht auf sich selbst, auf andere und den Rest der Welt.

Ho mè dareis ánthropos ou paideúetai (Der Mensch, dem nicht die Haut abgezogen wurde, wird nicht erzogen / kann nicht erzogen werden). Diese Gnome des altgriechischen Komödiendichters Menander (4./3. Jh., die 422. Gnome der unter seinem Namen überlieferten Monostichoi) hat Goethe als Motto des ersten Bandes seiner Autobiographie „Dichtung und Wahrheit“ gewählt. In der eigenen Haut sind Menschen seit der Antike in die Gesellschaft nicht mehr integrierbar, auch die Herren nicht. Aus ihnen wirklich „Menschen zu machen“ (bis heute Bestandteil des Kasernenjargons) ist ein Gewaltakt, eine grausame Verstümmelung, die der heutige Mensch als unermüdliche Selbstanpassung an die dauernd wechselnden Zumutungen dieser „unserer schnelllebigen Zeit“ mit „positiv Denken“ und Antidepressiva an sich selbst vollzieht.

Wenn das für immer mehr Menschen in der epochalen Krise dieser Gesellschaft, in der nicht nur der gesellschaftliche Zusammenhang, sondern auch die natürlichen Lebensgrundlagen der Menschheit auf dem Spiel stehen, aus den verschiedensten Gründen einfach nicht mehr leistbar ist und hoffentlich immer mehr das auch gar nicht mehr leisten wollen, ist Neu-Bildung, was wir brauchen.

Anmerkungen

- 1 Die „vulgäre“ Bedeutung der erwünschten Eigenschaft freundlich und rücksichtsvoll gegenüber anderen zu sein („philanthropía“ – Menschenliebe nennt das unser Autor mit einem griechischen Wort) ist einem auch von „menschlich“ und „human“ geläufig, oft mit dem Bewusstsein verbunden, dass solches Verhalten in der Gesellschaft, wie sie nun einmal ist, leicht Nachteile einbringt. Der Zusammenhang mit Bildung ist bei der lateinischen Ableitung „humanistisch“ noch fassbar.
- 2 Als „humaniora“ bezeichnete das Bildungsbürgertum denn auch noch bis weit ins vorige Jahrhundert gern die ihm faktisch vorbehaltenen, auf der antiken Literatur basierende humanistische Bildung.
- 3 Tatsächlich fehlte eine solche Miniatur in keiner einzigen der Prachtbibeln, welche die Österreichische Nationalbibliothek bis Jänner 2004 in der Ausstellung „Am Anfang war das Wort-Glanz und Pracht illuminierte Bibeln“ zeigte.
- 4 „Entrohen“, aus Rohem bilden, so die stammgleiche Übertragung des lateinischen Verbs erudire.
- 5 Auch der plastische Schmuck des als Ständevertretung des bürgerlichen Honoratiorentums erbauten Wiener Parlaments spricht eine deutliche Sprache: Die beiden Auffahrtsrampen werden von griechischen und römischen Historikern flankiert, zu deren Füßen Dioskuren ihre Rosse bändigen.
- 6 Vater bezeichnet z. B. bei Homer vor allem den Herrscher – Zeus als „Vater der Götter und Menschen“. Es ist damit übereinstimmende patriarchalische Tradition, dass Dienstbare und Kinder gleich bezeichnet wurden: vgl. griechisch *páis*, lateinisch *puer* und auch deutsch Mädchen und Bursch.
- 7 Zur Durchsetzung des Kapitalismus als einer „Ökonomie der Feuerwaffe“ siehe einführend Robert Kurz, *Der Knall der Moderne*, auf: www.krisis.org/r-kurz_knall-der-moderne.html mit Angabe weiterführender Literatur. Wie nicht nur heutige Intelligenz großteils im Dienste der Rüstung steht, zeigt das Beispiel Leonardos da Vinci, der weniger als begnadeter Maler als vielmehr als genialer Festungsarchitekt sein Auskommen fand. Der Zusammenhang zwischen dem Rückgriff auf die vorchristliche antike Literatur und dem Angriff auf die überkommenen sozialen Sicherheiten der mittelalterlichen Gesellschaft bleibt, so weit ich sehe, in der Geschichtswissenschaft unbelichtet.
- 8 Nicht zu vergessen den Astronomen Johannes Kepler, der sein Einkommen aus der Fähigkeit bezog, dem Feldherrn mit seinen Horoskopen die Zukunft zu deuten.

Kommunismus ist machbar!*

ZEHN THESEN ZUR EMANZIPATORISCHEN TRANSFORMATION NEBST
ERLÄUTERUNGEN

von Wertkritische Kommunisten Leipzig

These 2

Unser Ziel ist ein „Verein freier Individuen“ (Robert Kurz).

Um ihn wirklich werden zu lassen, bedarf es einer kommunistischen Bewegung.

Daher schließen wir uns Marx und Engels an, die in der „Deutschen Ideologie“ klarstellen: „Der Kommunismus ist für uns nicht ein Zustand, der hergestellt werden soll, ein Ideal, wonach die Wirklichkeit sich zu richten haben (wird). Wir nennen Kommunismus die wirkliche Bewegung, welche den jetzigen Zustand aufhebt. Die Bedingungen dieser Bewegung ergeben sich aus der jetzt bestehenden Voraussetzung.“ (Marx/Engels: *Die deutsche Ideologie*, MEW Bd. 3, S. 35)

These 1

Kommunistische Kritik muss die befreite Gesellschaft negativ aus der bestehenden entwickeln.

Der Kommunismus ist für uns nicht nur keine schöne, sondern überhaupt keine Utopie. Ebenso wenig ist er das ganz Andere, über das sich heute rein gar nichts aussagen ließe. Eine befreite Gesellschaft ist negativ aus der bestehenden entwickelbar. Diese bestehende Gesellschaft betrachten wir als Waren produzierende, patriarchale Gesellschaft.

In ihr werden alle nützlichen Sachen als Waren hergestellt, um sie gegen Geld zu tauschen. Sie werden produziert durch Arbeit, dem herrschenden männlichen Prinzip der Unterwerfung von Mensch und Natur. Diese Gesellschaft schmiedet die Menschen weltweit zusammen.

Dies vollzieht sich aber blind und unabhängig vom Willen der Menschen, d. h. diese Vergesellschaftung ist keine der freien Übereinkunft.

Demgegenüber treten wir für einen „Verein freier Individuen“ (Robert Kurz) ein: einen weltweiten freien und freiwilligen Zusammenschluss von Menschen, die die Befriedigung ihrer Bedürfnisse selbst gestalten.

* Dieser Text ist eine überarbeitete Version unseres gleichnamigen Flugblatts, nachzulesen auf unserer Homepage: www.wertkom.org

Gesellschaftliche Emanzipation ist nur ohne ein Subjekt möglich – sie besteht gerade im Bruch mit der Subjektform.

Linke dachten bisher, es bedürfe eines „revolutionären Subjekts“, um den Kapitalismus zu überwinden. Das bedeutet: Bestimmte Menschen oder Menschengruppen müssten oder könnten allein aufgrund ihrer gesellschaftlichen Stellung die Revolution beginnen. Die traditionelle Linke hielt die Arbeiterklasse für das revolutionäre Subjekt. Da die „Proletarier“ „nichts ... zu verlieren“ hätten „als ihre Ketten“ (Marx/Engels: *Manifest der kommunistischen Partei*, MEW Bd. 4, S. 493), würden sie eines Tages die bürgerliche Gesellschaft sprengen können. Doch die westliche Arbeiterbewegung passte sich in den kapitalistischen Staat ein und trieb die gesellschaftliche Entwicklung als Modernisierungsbewegung voran. Die Revolution der russischen Arbeiter führte zu Stalins brutaler Entwicklungs-Diktatur. So zerstoben die Hoffnungen auf die Arbeiter als Subjekt einer Emanzipation. Auch die weitere Suche nach revolutionären Subjekten wurde nicht belohnt: Marcuse wollte in Studenten oder sozialen Randgruppen ein neues Subjekt der Revolution erkennen. Später hielt er Frauen oder zumindest feministische Frauen für jene, die die Gesellschaft umstürzen sollten.

Wir halten dagegen, dass sich eine gesellschaftliche Emanzipation nicht nur ohne ein solches Subjekt vollziehen kann, sondern dass dies überhaupt nur ohne ein solches Subjekt möglich ist. Ein Subjekt ist vielmehr ein Hindernis auf dem Weg zur Befreiung. Denn: Subjekt sein heißt, für jemand anderen Objekt zu sein. Ein Subjekt ist ein Mensch stets im Verhältnis zu einem Objekt, sei dies ein anderer Mensch oder die Natur. Solange es Subjekte und Objekte gibt, gibt es Herrschaft und Unterdrückung. Objektiv ist der Zwangszusammenhang, der abgeschafft werden muss. Mit dem Ende aller Objektivität findet auch das Subjekt sein wohlverdientes Ende. Kom-

munismus heißt: Überwindung von Subjekt und Objekt als Bruch mit der fetischistischen Herrschaft, der Herrschaft totter Dinge über die Menschen. Das Ende des Subjekts bedeutet genau das Gegenteil vom Ende der Individualität. Es bedeutet vielmehr, dass menschliche Vielfalt und Unterschiedlichkeit dann überhaupt erst möglich werden kann. Marxens Satz „Es ist nicht das Bewusstsein der Menschen, das ihr Sein, sondern umgekehrt ihr gesellschaftliches Sein, das ihr Bewusstsein bestimmt.“ (Marx: Zur Kritik der Politischen Ökonomie, MEW Bd. 13, S. 9) hat daher nur Gültigkeit in der kapitalistischen Gesellschaft. Nach deren Überwindung werden Menschen selbst über ihr gesellschaftliches Sein bestimmen.

These 3

Kommunistische Kritik agiert jenseits von Reform und politischer Revolution.

Gesellschaftliche Befreiung kann nur das Ergebnis einer sozialen Revolution sein. Diese ist aber abzugrenzen von einer politischen Revolution. Letztere verändert nichts als die Herrschafts-, Macht- und Verteilungsverhältnisse. In einer sozialen bzw. kommunistischen Revolution verändern die Menschen ihr Leben selbst, sie stürzen also die Art um, wie sie ihr Leben gestalten. Im Gefolge der sozialen Revolution ändern sich die Formen der Reproduktion menschlicher Gesellschaft.

Wir fassen die soziale Revolution begrifflich als schrittweises Ausbrechen aus fetischistischen und patriarchalen Verhältnissen. Zentral bei dieser Umgestaltung, *wesentliches Kernmoment der sozialen Revolution, ist die Beseitigung der Arbeit.* Menschen haben schon immer Natur umgeformt. Arbeit ist jedoch die fremdbestimmte und selbstzweckhafte Weise dies zu tun. Arbeit ist die Umformung natürlicher Ressourcen in der Form der Verwertung. Mit der Arbeit ist außerdem die Zuweisung bestimmter Tätigkeiten wie Kinder-, „Aufzucht“, Erziehung, Liebe und Sinnlichkeit an bestimmte Menschen (zumeist Frauen) gesetzt; sie begründet damit die patriarchale Sphärentrennung. Mit der Beseitigung der Arbeit ergibt sich die Möglichkeit, ja, besteht die Notwendigkeit, auch die Sphärentrennung in „privat“ und „öffentlich“ und somit das Patriarchat zu überwinden. Dieses Herauswinden und -wühlen aus der bestehenden Gesellschaft kann sich nur schrittweise vollziehen. Wir sprechen daher von einer emanzipatorischen Transformation jenseits von Reform und politischer Revolution.

These 4

Kommunistische Kritik bedeutet Emanzipation statt Utopie.

Die von Fetischzwang und patriarchalen Verhältnissen befreite Gesellschaft ist nicht „utopisch“. Von einer Utopie sprechen wir, wenn ein sich unabhängig wahnender Geist eine Gesellschaft am Reißbrett entwirft und sich anschickt, seine Hirngespinnste an „willenlosem Menschenmaterial“ (oder solchem, dessen Wille zu brechen ist) umzusetzen. Somit sind Utopien patriarchal und anti-emanzipatorisch. Gerade die bestehende Waren produzierende Gesellschaft stellt eine verwirklichte bürgerliche Utopie dar und diese wollen wir überwinden. Wir sind also explizit anti-utopisch.

Nicht minder übel als Utopien ist allerdings das sich realistisch dünkende, „fest im Leben“ stehende Zeitgeist- und Alltagsbewusstsein des Mainstreams. *Wir verabschieden uns sehr wohl von der Utopie, nicht aber von der Emanzipation, die wir als Bruch mit dem Waren produzierenden Patriarchat begreifen.* Emanzipation ist nur negativ aus den bestehenden Verhältnissen zu bestimmen; weder ein „Naturgesetz“ noch die „historische Mission der Arbeiterklasse“ führt zur befreiten Gesellschaft. *Emanzipation wird Ergebnis der Handlungen von Menschen sein, die mit der bestehenden Gesellschaft – also mit Wert/Abgespaltenem, Ware, Geld, Arbeit, Staat, Markt, Handel und Nation brechen wollen.*

These 5

Die Überwindung der kapitalistischen Gesellschaft beginnt hier und jetzt.

Gar nichts halten wir von einem sogenannten „Bilderverbot“. Seine Verfechter argumentieren, man dürfe und könne heute überhaupt nichts über die Grundzüge einer emanzipierten Gesellschaft aussagen, da alle Vorstellungen davon so sehr im Bestehenden befangen seien, dass sie nur Verlängerungen des herrschenden falschen Zustandes darstellen könnten. Die befreite Gesellschaft muss jedoch im alltäglichen Leben der Menschen ihren Ausgangspunkt finden. Revolution ist kein einmaliger Akt, kein „Schuss aus der ‚Aurora‘“ und auch kein Mausclick.

Marx widmete sich der Analyse und Kritik des Kapitalismus. Alle Entwürfe einer besseren Welt waren ihm zu Recht suspekt. Allerdings dachte Marx erst von einem sich durchsetzenden Kapitalismus aus, nicht von einem global voll durchgesetzten. Wir aber leben heute in der Endphase dieser Gesellschaft. *Ihre Überwindung wird direkt unsere Aufgabe sein.* Denk- und Handlungsverbote

bezüglich emanzipatorischer Überwindungen (nach dem falsch verstandenen, oft zum Dogma erhobenen Adorno-Satz: „Es gibt kein richtiges Leben im falschen.“) blockieren kommunistische Kritik.

These 6

Geld ist kein neutrales Medium, sondern Ausdruck eines brisanten gesellschaftlichen Verhältnisses.

Unsere Gesellschaft, die Warengesellschaft, wird global vermittelt über das Geld. Es drückt vernutzte Arbeitskraft aus und ist Zentrum eines Produktionsverhältnisses, das auf beständigem Wachstum beruht. Beständiges Wachstum? – Geld ist begrenzt und unbegrenzt zugleich. Begrenzt, weil jeder Mensch nur eine bestimmte begrenzte Menge Geld besitzen kann; unbegrenzt, weil es unbegrenzte Möglichkeiten eröffnet, da man sich nahezu alles dafür kaufen kann bzw. angeblich könnte – von Produkten des täglichen Bedarfs bis hin zu „Anerkennung“, „Macht“ und „Liebe“.

Bedürfnisbefriedigung ist in der Warengesellschaft bloßes Nebenprodukt der Kapitalverwertung, d.h. des unentwegten Zwangs aus Geld mehr Geld zu erwirtschaften. *Produziert wird einerseits nur, was sich zu Geld machen lässt.* Bedürfnisse von Menschen ohne Geld bzw. Bedürfnisse, die sich nicht oder nur schwer in Geld ausdrücken lassen (Gefühle bspw.), finden keine Berücksichtigung. *Produziert wird andererseits alles, was sich zu Geld machen lässt* – selbst wenn diese Waren die natürlichen Lebensgrundlagen der Menschen oder direkt deren Leben zerstören (z.B. Autos, Waffen, Atomkraftwerke oder gentechnisch manipulierte Lebensmittel). *Geld erscheint* also nur als nützliche, sinnvolle Angelegenheit, die den notwendigen Austausch der hergestellten Güter erleichtert. Tatsächlich ist es der Ausdruck *eines gefährlichen, ja hoch brisanten gesellschaftlichen Verhältnisses*, das Menschen im Kapitalismus über den Weltmarkt zusammenschließt.

Die Menschen können damit über ihre Gesellschaft nicht selbst bestimmen – etwas von ihnen selbst Geschaffenes herrscht über sie. Wir sprechen daher von einem fetischistischen Verhältnis.

These 7

Kapitalismus bedeutet: Waren produzierendes Patriarchat

Eine Gesellschaft, die sich über Geld vermittelt, ist explizit patriarchal. Die Verselbständigung einer verwertenden Sphäre der Arbeit, des Geldes und der Ware macht

es nötig, dass sich jenseits dieser Sphäre eine andere, ihr scheinbar entgegengesetzte Sphäre etabliert: die „abgespaltene Sphäre“ der „Reproduktion“, der „Aufzucht“ von Kindern, der Erziehung, der Sinnlichkeit. Dieser Bereich wurde historisch Frauen zugewiesen. Die Trennung in die beiden genannten Sphären begründet das patriarchale Geschlechterverhältnis des Kapitalismus. Seine Durchsetzung lässt sich als *warengesellschaftliche Reorganisation des Patriarchats* beschreiben. Sie knüpft an vorkapitalistische patriarchale Verhältnisse, die tradierte Unterordnung und Unterwerfung der Frau durch bzw. unter den Mann an und gestaltet sie neu als Herrschaft des männlichen Verwertungsprinzips über die als weiblich bestimmte abgespaltene Sphäre.

Der abgespaltene Bereich ist dabei nichts Angenehmes, Positives und liegt nicht außerhalb der Warengesellschaft, sondern ist vielmehr ihr Fundament. Der Kapitalismus lässt sich daher als *Waren produzierendes Patriarchat* bestimmen.

These 8

Kommunistische Kritik heißt Überwindung von Wert und Abspaltung.

Eine emanzipierte Gesellschaft ist somit eine, die sich nicht über Geld vermittelt und in der das patriarchale Geschlechterverhältnis überwunden ist. In einer solchen Gesellschaft können Menschen weltweit durch direkte Absprache ihr Leben gestalten.

Sie müssen aber nicht auf alles Einfluss nehmen, sondern wirken nur in denjenigen Bereichen der Gesellschaft mit, die sie tatsächlich selbst beeinflussen wollen. Die Art der Produkte und die Weise ihrer Herstellung können sie dabei selbst bestimmen, sofern sie dies wollen oder für nötig erachten. Produktion und Reproduktion zerfallen hier nicht mehr in zwei sich ausschließende und gleichzeitig gegenseitig bedingende Sphären. Mit der Entkopplung vom Wert und seinem Ausdruck, dem Geld, entfällt die Aufspaltung in Wertsphäre und abgespaltene Sphäre.

These 9

Anknüpfungspunkte einer möglichen gesellschaftlichen Praxis bestehen auf allen Ebenen, auf denen das Waren produzierende Patriarchat in seine finale Krise gerät. Diese sind nur analytisch voneinander zu trennen:

1. Krise der gesellschaftlichen Reproduktion
2. Krise des Mensch-Natur-Verhältnisses
3. Krise der Produktion, Verschwinden der Arbeit.

An diesen zentralen gesellschaftlichen Konfliktli-

nien muss eine Überwindungsbewegung agieren.

1. Die Krise der gesellschaftlichen Reproduktion stellt sich wie folgt dar: Systematisch erfasst die geldvermittelte Warenproduktion auch die als „abgespaltene“ bestimmte Sphäre; die den Frauen zugewiesenen Bereiche werden also zunehmend monetarisiert (= vergeldlicht). Kindererziehung, Partnerschaft, Sexualität und Fürsorge werden dann immer häufiger gegen Geld verrichtet. Diese Tätigkeiten können qualitativ allerdings nicht betriebswirtschaftlicher Zeitsparlogik unterworfen werden; wird dies versucht, ändert sich der Charakter dieser Tätigkeiten grundlegend.

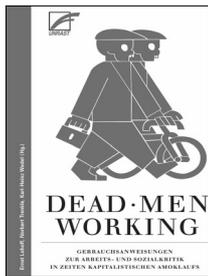
In Zeiten allseitiger Flexibilisierung lösen sich traditionelle Institutionen wie die Familie auf. Übrig bleiben bindungsunfähige, paralysierte und deprimierte Single-Monaden. Damit ist folgendes verbunden: Die reproduktiven Tätigkeiten werden dann nicht mehr verrichtet, wenn die Menschen sie sich nicht mehr leisten können; die noch geborenen Kinder verwahrlosen. Wenn aber keine Menschen mehr hervorgebracht werden, die sich für die Zwecke der Verwertung abrackern können und wollen, bricht die Reproduktion der menschlichen Gattung zusammen. *Der Ausweg aus dem Verfall der Reproduktionssphäre besteht gerade nicht darin, patriarchal die Erhaltung der Familie oder die Rückkehr der Frau an den Herd zu fordern, wie es einer rechtskonservativen Sichtweise nahe läge.* Vielmehr müssen sich antipatriarchale und antisexistische Gruppen, Initiativen und Bewegungen etablieren, die eine nicht-patriarchale Reproduktion, eine Überwindung der Sphärentrennung, verwirklichen wollen. Diese Gruppen müssen gleichzeitig gegen die oben skizzierten konservativen, restaurativen und sexistischen Bestrebungen agieren.

2. Die selbstzweckhafte Wertproduktion bringt umfassende Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen hervor. Der Grund dafür liegt in der oben beschriebenen entfesselten, blinden Wachstumslogik, die auf menschliche Bedürfnisse und Lebensgrundlagen keinerlei Rücksicht nehmen kann. Diese Zerstörung tritt uns als globale Krise der Ökosphäre entgegen und bringt seit Ende der 70er Jahre auch eine daran orientierte Kritik hervor. Das Bewusstsein von dieser Bedrohung ist keineswegs prinzipiell reaktionär. Vielmehr gilt: „Bleibt es seinem Anliegen treu, so treibt das ökologische Bewusstsein aus seiner eigenen Logik heraus in eine ähnliche Richtung wie der wertkritische Ansatz...“ (Ernst Lohoff: *Krise und Befreiung – Befreiung in der Krise*, in *Krisis* 18) Der Protest gegen die Umweltzerstörung muss wertkritisch radi-

kalisiert und über sich hinausgetrieben werden. Ein möglicher Ansatzpunkt hierfür wäre eine radikale Kritik der automobilen Gesellschaft: „Die destruktiven Tendenzen der warenfetischistisch verfassten Gesellschaft treffen beim Themenkreis Mobilität(-szwang) und Automobil in fast ‚idealer‘ Weise aufeinander. Hier begegnet uns ein hochexplosives Selbstzerstörungspotential – und zwar gleichzeitig unter ökologischen, ökonomischen wie psychologischen Gesichtspunkten...“. Daher „...bieten sich kaum sonstwo so viele praktische Angriffsmöglichkeiten gegen die schöne Maschine der blinden Wertverwertung als gerade auf diesem Gebiet. Und zwar durchaus mit der Aussicht darauf, ‚die Massen zu ergreifen‘, d.h. zur realen, eingriffsfähigen Bewegung zu werden.“ (Lothar Galow-Bergemann: *Selbst-Bewegung statt Auto-Mobilismus – Zur Perspektive einer Bewegung gegen den Mobilis-Muss als emanzipatorischer Praxis*, in *Streifzüge* 2/2002)

3. Die kapitalistische Produktion lässt zusehends die Arbeit verschwinden. Innovationen im Bereich der Mikroelektronik haben einen riesigen Produktivkraftschub erzeugt. So werden Menschen in der kapitalistischen Produktion immer weniger gebraucht, immer mehr Arbeitsplätze werden abgeschafft, durch nicht-menschliche Produktivkräfte (Maschinen, Software etc.) ersetzt. Letztes Jahr (2002) wurden in der BRD monatlich 22.000 Arbeitsplätze weg-rationalisiert. Heute (2003) sind es monatlich 62.000 (*Wirtschaftswoche* Nr. 17). Auch im allseits (bspw. von Thomas Ebermann und Rainer Trampert, den linksradikalen Gesundheitsbetern des Kapitalismus) als Vorbild hingestellten China ist nichts von der Morgenröte eines erneuerten Kapitalismus zu erblicken. Dort steigerte sich die Arbeitslosigkeit von 2,3 Prozent im Jahr 1991 auf 3,6 Prozent im Jahr 2001 (<http://laborsta.ilo.org>). Die Folge davon ist, dass immer mehr Menschen ohne Arbeit, also ohne Einkommen und somit perspektivisch ohne Überlebenschance vegetieren müssen. „...soziale Härte hat es immer gegeben, aber sie stieß immer auf Grenzen, weil die von den Menschen geleistete Arbeit ... unentbehrlich war... Zum ersten Mal ist die Masse der Menschen ... materiell nicht mehr notwendig und wirtschaftlich erst recht nicht“. Deshalb „brechen die Grenzen zusammen... Nie zuvor war das Überleben der gesamten Menschheit derart bedroht.“ (Viviane Forrester: *Der Terror der Ökonomie*)

Da sich die mikroelektronische Revolution nicht rückgängig machen lässt (und



E. Lohoff, N. Trenkle,
K.-H. Lewed u. M.
Wölflingseder (Hg.)
**DEAD MEN
WORKING**

Gebrauchsanweisungen zur
Arbeits- und Sozialkritik in
Zeiten kapitalistischer Amokläufe

ISBN 3-89771-427-2
ca. 260 S., ca. 16 € / Juni 2004

Robert Kurz
**DIE ANTIDEUTSCHE
IDEOLOGIE**

Vom Antifaschismus zum
Krisenimperialismus:

Kritik des neuesten links-
deutschen Sektenwesens
in seinen theoretischen
Prophezen

ISBN: 3-89771-426-4,
316 S., 16 €



Gerhard Hanloser
**Krise und
Antisemitismus**
**Eine Geschichte in
drei Stationen von der
Gründerzeit über die
Weltwirtschaftskrise
bis heute**

ISBN: 3-89771-423-X
136 S., 13 €



Luz Kerkeling
La Lucha sigue!

Der Kampf geht weiter
**Ursachen und
Entwicklungen des
zapattistischen
Aufstands**

ISBN 3-89771-017-X
304 S., 16 €



Gazi Çağlar
**Die Türkei
zwischen Orient
und Okzident**
**Eine politische
Analyse ihrer
Geschichte und
Gegenwart.**

ISBN 3-89771-016-1
244 S., 16 €

Jutta Sommerbauer
**Differenzen
zwischen Frauen
Zur Positionsbe-
stimmung und Kritik
des postmodernen
Feminismus**

ISBN 3-89771-300-4
136 S., 13 €



UNRAST Verlag

Postfach 8020 • 48043 Münster
Tel.: (0251) 666-293 Fax: -120
www.unrast-verlag.de



dies ist auch überhaupt nicht wünschenswert, schließlich kann Automatisierung viele lästige Tätigkeiten aus der Welt schaffen), muss heute der Kampf gegen die Arbeit im Zentrum von Gesellschaftskritik stehen. Weder eine technizistische Utopie (in der eine „große Maschine“ alle ernährt), noch stetiges Schufteln von Kleinproduzenten sollte das Ziel sein. Vielmehr muss eine Form der Produktion gefunden werden, die nicht über Geld und Arbeit vermittelt wird, d.h. eine, die den Menschen eine direkte Form der Befriedigung ihrer Bedürfnisse erlaubt. Materielle Forderungen sind also nicht mehr in monetärer Form zu stellen, sondern direkt zu formulieren. Perspektive wäre eine direkte Aneignung von Wohnraum, Boden und eine selbst organisierte Re-Produktion. (Vgl. Gaston Valdivia: „Zeit“ ist Geld und Geld ist „Zeit“, in *Krisis* 19) Die soziale/kommunistische Revolution ist ein schrittweises Lostrennen der neu geschaffenen „frei assoziierten Reproduktionsgenossenschaften“ von der immer krisenhafter werdenden Warengesellschaft. Robert Kurz spricht in diesem Zusammenhang vom „Welt-Kibbuz“: Es ist „durchzustößen zu einer genossenschaftlichen Selbstverwaltung auf der gesamtwirtschaftlichen Ebene... Zu den besten und weitreichendsten Traditionen und Modellen, an die dabei angeknüpft werden könnte, gehören gerade die Kibbuzim.“ Dabei „...geht es um einen erweiterten gesamtgesellschaftlichen Kibbuz-Begriff; bis hin zu einem transnationalen, alle Grenzen hinter sich lassenden Welt-Kibbuz“. (Vgl. Robert Kurz: Weltordnungskrieg, S. 437f.) Die Negation des Waren produzierenden Patriarchats geschieht nicht auf dem Papier, sondern wird von handelnden Menschen in der Wirklichkeit vollzogen. Merkmale derartiger Assoziationen müssten sein:

1. Wertfreie, nicht-monetäre Vermittlung im Inneren.
2. Monetäre Beziehung nach außen: Viele menschliche Grundbedürfnisse werden anfangs nicht ohne Geldvermittlung befriedigt werden können, weil kapitalistische und wertfreie Vermittlung in einem Anfangsstadium noch parallel laufen werden.
3. In diesem Anfangs- und Herauswühlstadium muss es eine klare, rigide und andauernde Trennung von äußerer Verwertungslogik und innerer Nutzungslogik geben.
4. Ausrichtung auf Ausweitung des wertfreien Innenbereichs und Reduzierung des monetären Außenbereichs (wobei

der „Innenbereich“ die gesamte globale wertfreie kommunistische Vernetzung umfassen kann und der „Außenbereich“ die ebenfalls globalen Reste der kapitalistischen Produktion).

5. Eine Überwindung geschlechtshierarchischer Beziehungen.
6. Radikaler Kampf um „Verfügbarmachung“ und „Entwertung“ des Menschheitswissens (zu diesen Merkmalen vgl. Stefan Meretz: Die freie Gesellschaft als Selbstentfaltung-Netzwerk).

Aus diesen Merkmalen ist ersichtlich, dass in diesen Assoziationen kein „richtiges Leben im falschen“ gelebt werden soll, dass sich in ihnen niemand vom „harten Dasein“ zurückziehen will, um es sich in einer geschaffenen Nische gemütlich einzurichten. Vielmehr sind sie u.E. der einzig mögliche Ansatzpunkt eines Herauswindens aus den warenförmig-patriarchalen Verhältnissen. Sie sind nötig, weil einerseits die alte gesellschaftliche Vermittlung sich nicht mit einem Mal erledigt haben wird und weil gesellschaftliche Reproduktion jenseits von Markt und Staat aus puren Überlebensbedingungen notwendig ist.

These 10

Kommunistische Kritik will das menschliche Leben dem blinden Fetischzwang entreißen. Dazu muss sie heute gesellschaftliche Konflikte theoretisch formulieren und die Gesellschaft entlang dieser Konfliktlinien polarisieren.

In der finalen Krise ergibt sich also auf den genannten drei Ebenen die Möglichkeit, die *das menschliche Leben* bestimmenden Verhältnisse (Geschlechterverhältnis, Verhältnis zur Natur, Art der Herstellung von Gütern) *dem blinden Fetischzwang zu entreißen* und in menschlichere Verhältnisse umzugestalten. Mit der Globalisierungskritik begegnet uns erstmals seit langem eine Form des Protests, die wieder materielle Forderungen stellt, sich nicht mit kultureller Opposition begnügt und die zudem von Anbeginn transnational gestaltet ist, also nicht nachträglich „international“ gebündelt werden muss. (Vgl. Ernst Lohoff: Antikapitalistisches Frühlingserwachen, in *Krisis* 24)

Gesellschaftskritische Praxis darf nicht länger partikular sein. Sie muss eine Kritik an der selbstzweckhaften Produktionsweise, am Geschlechterverhältnis und an der Zerstörung der natürlichen Lebensgrundlagen sein.

Kommunistische Gesellschaftskritik muss die oben skizzierten Konflikte theoretisch formulieren und die Gesellschaft entlang dieser Konfliktlinien polarisieren. So treibt sie die soziale Revolution voran – alles andere ist Quark.

Die Autoren und Autorinnen

Achim Bellgart, geb. 1952, lebt in Bremen. Kennt sich in der Welt der Ausbildungen (Lehrer, Systemanalytiker, Religionswissenschaftler), der Arbeit und der Arbeitslosigkeit annähernd gleich gut aus. Hat sich nach vielen Jahren lustvoller Rödelei im Kommunistischen Bund zur Wertkritik emporgearbeitet. Heute Redakteur der *Krisis*.

Lothar Galow-Bergemann, geb. 1953, lebt in Stuttgart. Vater zweier Kinder im Alter von 6 und 18 Jahren. Krankenpflegehelfer. Seit '68 in verschiedenen sozialen Bewegungen und linken Zusammenhängen engagiert. Einige Stationen: Operationssaal, Parteifunktionär, Blindenaltenheim, Intensivstation. Derzeit freigestellter Personalrat in einem Klinikum. Freiwillig teilzeitarbeitslos.

Lorenz Glatz, geb. 1948, zugezogener Wiener. Studium der klassischen Philologie und der Philosophie; 32 Jahre Lehrer. Renegat des Arbeiterbewegungsmarxismus und Spätberufener der *Streifzüge*. Viele Jahre in der Friedensbewegung tätig. Verheirateter Vater und Großvater.

Christian Höner, geb. 1971 in Erfurt/Thüringen. Mitbegründer der Kooperative Haina/Thüringen. Lebt dort mit 10 Erwachsenen und 10 Kindern. Engagement im nichtkommmerziellen Lokalsender Radio F.R.E.I. Erfurt. Redakteur der Zeitschrift *Krisis* und Webmaster der *Krisis*-Homepage.

Andreas Exner, geb. 1973, lebt in Wien. Studium der Ökologie. In den letzten Jahren Mitarbeiter in vegetationsökologischen Forschungsprojekten. Diverse Gelegenheitsjobs im Ökobereich. Zweites monetäres Standbein: Betreuung geistig behinderter Menschen. Seit 2000 bei Attac-Österreich. Seit 2003 beim wertkritischen Projekt W.E.G.

Stefan Meretz, geb. 1962, lebt in Berlin. Studium und Promotion der Werkstoffwissenschaften, Studium und Abschluss der Informatik. Theorie-Schwerpunkte: Freie Software, Informatik und Technikentwicklung. Unterstützer des Oekonux-Netzwerkes, Mitglied im Diskussionskreis „Wege aus dem Kapitalismus“, Betreiber der Websites kritische-informatik.de und opentheory.org. Organisiert in der ver.di-Bundesverwaltung Projekte auf der Grundlage Freier Software.

Erhard Meueler, geb. 1938, Prof.Dr.theol. et phil.habil., lebt in Groß-Umstadt im Vorderen Odenwald. Bis 2003 Professor für Erwachsenenbildung an der Uni Mainz. Zahlreiche Bücher zu entwicklungspolitischen und erwachsenenpädagogischen Fragen; zuletzt: „Lob des Scheiterns“, 2001.

Franz Nahrada, geb. 1954, lebt in Wien als Hotelier und Zukunftsforscher. 1973–83 Studien und wissenschaftskritische Auseinandersetzung mit Soziologie und Philosophie. Danach Entwicklerbetreuer für AppleComputer, Studienreisen, Projekte. Strebt Verbindung von globaler Kommunikation mit ökologisch nachhaltigen Lebensräumen an („globale Dörfer“) und veranstaltete mehrere Symposien dazu. Arbeitet in mehreren Netzwerken, darunter oekonux und ecovast (European Council of Villages and Small Towns).

Franz Schandl, geb. 1960 in Eberweis/Niederösterreich. Studium der Geschichte und Politikwissenschaft in Wien. Lebt dort selbst als Historiker und Publizist und verdient seine Brötchen als Journalist wider Willen. Redakteur der Zeitschriften *Krisis* und *Streifzüge*. Diverse Veröffentlichungen, gemeinsam mit Gerhard Schattauer Verfasser der Studie „Die Grünen in Österreich. Entwicklung und Konsolidierung einer politischen Kraft“, Wien 1996. Vater dreier Kinder im Alter von 6, 7 und 16 Jahren.

Ernst Schriebl, geb. 1969, lebt in Wien. Studierte Informatik und Technischer Umweltschutz. Seit 1999 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Energiewirtschaft, TU Wien, Bereiche Energieeffizienz in Wohngebäuden, Nutzerverhalten, Energiepolitik. Insbesondere Anfang der 90er Jahre in öko-aktionistischen Zusammenhängen aktiv. Liedermacher. Seit 2002 Engagement in Attac-Inhaltsgruppen (visionAttac, ÖkoAttac) sowie seit 2003 beim wertkritischen Projekt W.E.G.

Karl-Heinz Wedel, geb. 1960, freier Publizist und Mitarbeiter der Zeitschrift *Krisis*, lebt in Nürnberg mit Partnerin und einem vierzehnjährigen Sohn. Studierte in Erlangen. Arbeitsschwerpunkt in den letzten Jahren: Aufklärungskritik und Kritik der Rechtsform unter der Perspektive der Abspaltung.

Die Gruppe **Wertkritische Kommunisten Leipzig** besteht vor allem aus StudentInnen und Studierenden aus Leipzig. Sie sind um die 30 Jahre alt.

Maria Wölflingseder, geb. 1958 in Salzburg, seit 1977 in Wien. Studium der Pädagogik und Psychologie. Arbeitsschwerpunkt: Kritische Analyse von Esoterik, Biologismus und Ökofeminismus; zahlreiche Publikationen. Bei den *Streifzügen* seit Anbeginn. Bis 2000 Redaktionskoordination von *Weg und Ziel*. Nicht nur in der Theorie zu Hause, sondern auch in der Literatur, insbesondere in der slawischen. Veröffentlichungen von Lyrik sowie Buchrezensionen.

CHARITY

Die Adresse lautet 1180 Wien, Martinstraße 46.

Zu dieser Adresse ist der Termin **Freitag, 30. April** 2756 ab urbe condita, 2004 im Jahre des Herrn und 9 seit der ersten Nummer der *Streifzüge*.

Rom und Christentum haben sich zwar sehr verändert im Lauf der Zeit, aber ähnlich haltbar wollen wir uns nicht zeigen. Es genügt uns auszuharren, bis wir von Besserem abgelöst werden.

Zu diesem Behuf muss gegessen werden, und zwar an der oben angegebenen Adresse und um 19:00. Es wird für ein gängiges Menu vorgesorgt sein, es wird um Spenden (von 25,- Euro aufwärts für die gesamte Verkostung) für einen guten Zweck (nämlich uns) gebeten und die Anmeldungen sollen zahlreich bis 23. April an der Redaktionsadresse eintreffen. Ab diesem Zeitpunkt kann auch die Speisenfolge bekannt gegeben werden.

Bis dann!

Unumgänglich

Wir wollen beides sein, *umgänglich* in der Form und *unumgänglich* im Inhalt. Eins soll um uns nicht herumkommen, aber eins soll uns auch bekömmlich finden. Kurzum, das Publikum soll was haben von uns.

Die *Streifzüge* erscheinen erstmals mit neuem Konzept in neuem Gewand. Magazin wollen wir werden und größer. Die neuen *Streifzüge*, ab jetzt mit fortlaufender Nummer, daher die Zahl 30 (ja, so viele Ausgaben gibt es schon!), sollen ansprechender sein, mehr Einstiegsmöglichkeiten bieten, Zugänge öffnen, um auch die schwierige Kost, die es nach wie vor geben wird, leichter runterzubringen und zu verdauen. Kleine Appetitanreger sollen als Fluchtpunkt dienen auf den schier endlosen Seiten, die nicht aufhören wollen, die aber doch um Bewältigung bitten.

Was die relevanten Diskussionen und Entwürfe, insbesondere aber die emanzipatorischen Perspektiven betrifft, sind die entscheidenden Beiträge hier zu finden, in den *Streifzügen*. Das mag etwas überzogen klingen, aber nur wenig. Wir meinen es schon so: „Es gibt keine Landstraße für die Wissenschaft, und nur diejenigen haben Aussicht, ihre lichten Höhen zu erreichen, die die Mühe nicht scheuen, ihre steilen Pfade zu erklimmen“, heißt es im Vorwort zur französischen Ausgabe des „Kapitals“. Darin versuchen wir uns. Manchmal scheitern wir, manchmal werden wir gescheitert.

Wer es gern seicht hat oder sich öden Debatten hingeben will, der ist anderswo besser bedient. Dem empfehlen wir z.B. die Kommentar- und Sonderseiten des liberalen *Standard*, wo etwa Konrad Paul Liessmann oder Robert Menasse sich als Großintellektuelle inszenieren dürfen. Letzterer singt, ganz befangen im Universum von Aufklärung und Arbeit, Poppersche Hohelieder auf Demokratie und Zivilisation. Am 29. November 2003 druckte das Blatt die Strophen zum „freien Individuum“. Selten wurde Freiheit für so bare Münze genommen wie

bei Menasse: „Solange einer, der ‚Ich‘ sagt, auch Entscheidungen treffen kann, solange hat er nicht ‚Schicksal‘, sondern einfach Leben...“ „Schicksal, das ist unerheblich (sic!), solange freie Entscheidungen nicht mit dem Freiheitsentzug, aufrechter Gang nicht mit Beugehaft, Lebensvorstellungen nicht mit dem Tod bestraft werden. Die Gefahr aber, durch eine Entscheidung Einkommen, Ansehen und Einfluss einzubüßen, macht das, was man glaubt tun zu müssen, um Einfluss, Einkommen und Ansehen zu erhalten, nicht schicksalhaft.“

Das „Ich“ wird hier einfach als Tatsächlichkeit vorausgesetzt, nicht als unterdrückte Möglichkeit. Natürlich, niemand darf sich auf die Verhältnisse rausreden, aber auch niemand hat diese Verhältnisse einfach wegzuzaubern, als sei die Gesellschaft die Folge freier Entscheidungen von freien Individuen. Nicht gegen das „Ich“ sprechen wir uns aus, wohl aber dagegen, dass da jemand behauptet, es gäbe dieses schon, es müsste sich einfach nur instand setzen. Die *Streifzüge* gibt es, nicht weil wir an die Freiheit glauben, sondern weil wir die Befreiung wollen.

Zweifellos, man muss sich gegen das Schicksal wehren, aber man darf nicht so tun, als sei eins da nicht Zwängen und Pflichten ausgeliefert, die die Subjekte permanent zur Kapitulation drängen. „Draußen ist Markt und wir machen nicht mit“, so einfach geht das nicht. Aber daran denkt Menasse sowieso nicht, denn der Markt ist sakrosankt und kommt in seinen Überlegungen nicht vor, höchstens als unhinterfragte Bedingung des „einfachen Lebens“.

Weil wir mit Menasse gegen die „abgeklärte Unterwerfung unter die Systemlogik“ sind, sind wir auch ganz entschieden gegen seine aufgeklärte Unterwerfung des Geistes unter die affirmativen Werte des Werts, sprich: bürgerliche Zivilisation. Unser Romancier hat nichts im Angebot außer die Schlager von gestern. Das ist nicht nur unerträglich, es ist auch unerträglich fad.

Robert Menasse demonstriert völlige Befangenheit im demokratischen Horizont. In der Serie „Die Welt, in der wir leben“ formuliert er als seinen Zukunftswunsch folgende wegweisende Gedanken: „Die schrittweise politische Herstellung globaler ausgleichender Gerechtigkeit wird ‚nationale Priorität‘“, selbstverständlich werden „Umverteilung, soziale Gerechtigkeit, Vollbeschäftigung und sogar Grundsicherung zu selbstverständlichen Parametern der Politik“. (*Der Standard*, 17. Jänner 2004) Selbstverständlich? Selbstverständlich! Unser Autor lässt nichts aus, keinen Kalauer, keinen Slogan, kein Motto. Nichts, aber auch gar nichts, ist ihm abgeschmackt genug, um nicht in seinem Essay aufpoliert zu werden. Robert Menasse ist geradezu ein Musterbeispiel konventionellen Denkens, das sich aber trotzdem als originell, ja sogar als tief und kritisch missversteht wie auch so verstanden wird. Für solch Unverständnis fehlt uns jedes Verständnis.

Vielleicht sollte sich der Denker mal fragen, was „einfach Leben“ oder auch „einfaches Leben“ ist? Was es denn ausmacht und prägt. Darüber ist ja in den *Streifzügen* gar vieles nachzulesen. Langeweile ist jedenfalls eine Kunst, die wir verlernt haben wollen. Und wenn eins jetzt einwendet, man solle die *Streifzüge* nicht mit dem *Standard* oder Menasse vergleichen, dann sagen wir: Genau so ist es andersrum auch gemeint.

Ansonsten wie immer: Unterstützung ist stets willkommen. Die Möglichkeiten sind vielfältig. Leute mit rotem Punkt am Adressen-Etikett bitten wir ihr fälliges Abo einzuzahlen oder, falls es sich um Probenummern handelt, dem analogen Wunsch unsererseits Rechnung zu tragen. Der Stand der bezahlten Abos für 2004 liegt mit 1. März bei 184 Stück. Das ist um einiges mehr als zum Vergleichstermin des letzten Jahres (124 Stück). Das ist eine Steigerung um satte 48,39 Prozent. Emanzipatorisch sowieso, aber auch betriebswirtschaftlich gesprochen, sind wir ein Wachstumsprojekt. Und bitten um Investitionen.

Franz Schandl

Achtung, wer im Adressenkästchen einen roten Punkt findet, erhält die letzte Nummer!

Streifzüge web
www.streifzuege.org